

## REZENSIONEN

---

WIENER SLAVISTISCHES JAHRBUCH, Band 54/2008, 255–306

© 2008 by Österreichische Akademie der Wissenschaften, Wien

---

Grzegorz Niziołek, *Ciało i słowo. Szkice o teatrze Tadeusza Różewicza*, Kraków (Wydawnictwo Literackie) 2004, 283 S.

Für die intensive Beschäftigung mit Tadeusz Różewicz's Dramatik standen bislang Monographien von Stanisław Gebala (1978) und Halina Filipowicz (1991, poln. 2001) zur Verfügung. Das Buch des Krakauer Theaterwissenschaftlers und Kritikers Grzegorz Niziołek *Ciało i słowo* erweitert diese Liste um einen Titel, der sich im Zugriff auf seinen Gegenstand in entscheidender Hinsicht von seinen Vorgängern abhebt. Gebala befasst sich vor allem mit dem den Stücken eingeschriebenen Weltbild und dem Problem der Groteske, Filipowicz betrachtet Różewicz's Dramatik als experimentelles Unterfangen mit dem Ziel, in der Auseinandersetzung mit der literarischen Tradition neue, der zeitgenössischen Seinserfahrung adäquate dramatische Formen zu entwickeln. In beiden Fällen werden Różewicz's Dramen also vorrangig als literarische Texte behandelt. Niziołek hingegen fokussiert die theatrale Dimension von Różewicz's Dramatik, als deren Fundament er den Bereich des Körpers und des Worts ansieht – genauer gesagt: die Erfahrung der körperlichen Präsenz und den aus ihr hervorgehenden Akt des Sprechens. Auf diese Weise lässt der Verfasser neue Aspekte dieser Dramatik hervortreten und ergänzt somit die früheren Arbeiten auf sinnvolle Weise.

Ohne eine theoretische oder literarhistorische Einleitung beginnt Niziołek seine tour de force durch Różewicz's Dramatik mit einer Lektüre von *Kartoteka*, anhand der er Problemhorizont und Fragestellung entwickelt. Zwei Fragen beschäftigen ihn dabei zunächst vor allem: Warum hat Różewicz erstens überhaupt begonnen, Dramen zu schreiben, und warum bezeichnet er zweitens *Kartoteka* hartnäckig als Erzählung? Dass die dramatische Gattung Różewicz eine „engere Verbindung von Motiven, Erfahrungen und thematischen Linien“ (S. 10) als die Lyrik sowie „ihre Assoziation in neuen Spannungen und Relationen“ (S. 10) ermöglichte, gehört zu den Gemeinplätzen der Różewicz-Forschung. Auf die zweite Frage gibt Niziołek eine auf den ersten Blick paradoxe, für seine Sicht auf den Gegenstand aber entscheidende Antwort: Die demonstrative Abkehr von dramatischen Gattungskonventionen dient Różewicz dazu, das Theater von der Literatur loszulösen und als „Ort der lebendigen Präsenz und der lebendigen Rede des Menschen“ (S. 8) erscheinen zu lassen. Różewicz's Held verweigert das Handeln und das Sprechen, empfindet aber gleichzeitig schmerzhaft seine Isolation und das Fehlen zwischenmenschlicher Bindungen. Aus dieser Haltung erwächst Różewicz's Dramatik. In der narrativen Prosa, etwa in der Erzählung *Nowa szkoła filozoficzna*, deren Erzählerfigur Niziołek nicht ganz zu Unrecht als Vorform des Helden von *Kartoteka* auffasst, führt sie zum Verstummen des Erzählers und damit in eine Sackgasse. Die Alternative ist nicht das Drama, sondern das Theater, das es erlaubt, „die Existenz des Helden zu veranschaulichen und die Bindungsproblematik aus den Grenzen der dargestellten Welt herauszuführen.“ (S. 12) Hier bewirkt das Schweigen des Helden eine Leerstelle, die jeder Rezipient vor dem Hintergrund der eigenen Erfahrung selbst ausfüllen kann und soll.

Als zentrale Konstituenten von Różewicz's Theater erweisen sich der Körper, das Wort und das Trauma. Die traumatische Erfahrung eines degradierten, auf seine reine und fast tierhafte Körperlichkeit reduzierten Menschseins prägt bereits, wie Niziołek am Beispiel von Różewicz's Dialogen mit Shakespeare aufzeigt, Różewicz's frühe Lyrik. Die Figur des Kaliban aus *Nic w płaszczu Prospera* etwa erscheint in diesem Licht als Vorläufer späterer Dramenhelden wie dem *Lächerlichen Alten*, der *Alten Frau*, Waluś aus *Do piachu...* oder Bianka aus

*Biale małżeństwo* – Figuren, die auf je eigene Weise „nicht mehr auf die Wiederherstellung irgendeiner [sprachlichen oder kulturellen] Ordnung hoffen, sondern das Versprechen der Transgression in sich tragen.“ (S. 52) Den Ausgangspunkt der Entwicklung hin zu diesen Figuren markiert *Kartoteka*. Hier zeigt sich in aller Deutlichkeit das Dilemma des Rózewicz'schen Helden: Das Trauma „zwingt zur Aufnahme der Erzählung und verschleißt gleichzeitig die Lippen, isoliert und lähmt.“ (S. 27) Das Schwanken zwischen Schweigen und bekenntnishaftem Sprechen, das für Rózewicz's gesamtes Schaffen charakteristische Wechselspiel zwischen Offenlegung und Verbergen des Traumas bestimmen auch den Rhythmus von Rózewicz's dramatischem Schaffen, in welchem zunächst der Akt des individuellen Sprechens dramatisiert wird.

In den Stücken nach *Kartoteka* wird diese Dramatisierung auf die Möglichkeiten des literarischen Sprechens ausgeweitet. In Stücken wie *Grupa Laokoon*, *Spaghetti i miecz* und *Pogrzeb po polsku* experimentiert Rózewicz mit den Möglichkeiten der Komödie. In diesen Stücken werden nicht nur mit den Mitteln von Satire und Farce überholte Konventionen attackiert und die Nichtigkeit und Inhaltsleere stereotyper Rede- und Verhaltensweisen entlarvt – für Niziołek ein Versuch, die Kunst über den Weg der Provokation zu einem Faktor des gesellschaftlichen Lebens werden zu lassen. Vor allem entwickelt sich hier der Konflikt zwischen Form und (vermeintlichem) Thema der Stücke sowie zwischen Geplantem (der Kunst) und Zufälligem (dem Leben) zu einem wesentlichen Spannungsmoment von Rózewicz's Dramatik. Auch die Hervorbringung von literarischen Äußerungen erweist sich somit als keinesfalls mehr selbstverständlicher Akt, der Dialektik des Traumas unterliegen nicht nur Rózewicz's Dramenfiguren, sondern auch der Dramatiker selbst und sein Werk. Texte wie *Akt przerywany* und *Przyrost naturalny*, in denen der dramatisch-literarische Sprechakt misslingt, führen diese erneute Krise des Dramas, deren Ursache darin besteht, dass sich mit und nach dem Zweiten Weltkrieg die Rahmenbedingungen für das Schreiben literarischer Texte radikal verändert haben, eindrücklich vor Augen.<sup>1</sup> Die Reaktion des Dramatikers Rózewicz besteht darin, die Gattung des Dramas an ihre Grenzen zu führen. Eine wichtige Rolle spielt dabei laut Niziołek der Monolog. Zum einen, wie in *Świadkowie albo nasza mała stabilizacja*, der poetische Monolog, der sich „auf die natürliche Atmung und den natürlichen Sprechrhythmus“ (S. 77) stützt und für einen – in Rózewicz's Dramatik seltenen – Moment den „Menschen in seiner Fülle“ (S. 77) zur Erscheinung bringt. Zum anderen, in *Śmieszny Staruszek*, der Prosamonolog, der die Wirklichkeit „aus der Perspektive eines gesellschaftlich und mental degradierten Individuums“ (S. 82 f.) erfasst. In diesem Stück, so Niziołek, zeige sich zum ersten Mal Rózewicz's Streben, „das Theater zu einem Ort zu machen, wo man jede menschliche Stimme hören kann, ohne Rücksicht darauf, ob sie einem kauzigen Alten, einem primitiven Knecht, einem feinsinnigen Künstler oder einem die Qualen des körperlichen Heranreifens durchlaufenden Mädchen gehört.“ (S. 84)

Nach seinem Ausflug in das komödiantische Genre, deren Zweck in einer kritischen Bestandsaufnahme sowohl der gesellschaftlichen Zeitumstände als auch der zur Verfügung stehenden literarischen Verfahren bestand, greift Rózewicz somit Positionen von *Kartoteka* und der frühen Lyrik auf und entwickelt sie weiter. Dies geschieht nicht zuletzt in den Texten *Akt przerywany* und *Przyrost naturalny*, deren explizit nicht-szenischer Charakter ein zentrales Merkmal von „Rózewicz's neuem Theater“ (S. 87) ausmacht. Auch in *Akt przerywany* kommt der Erfahrung des Sprechens und des Körpers eine fundamentale Bedeutung zu, etwa in den Monologen des Mädchens und der Rüstigen Frau. Gleichzeitig deutet sich hier bereits ein weiteres Merkmal an, das Rózewicz's weiteres Schaffen prägen wird: Die Rebellion des Mädchens gegen die Körperlichkeit und die Affirmation der Rüstigen Frau stehen unvermittelt neben- und gegeneinander, der Konflikt zwischen den Figuren und ihren Positionen wird nicht aufgelöst, sondern eingefroren. Eine solche „Doppelperspektive einander ausschließender

<sup>1</sup> Diese Krise markiert in gewisser Hinsicht das Ende des „modernen Dramas“, wie es Peter Szondi (1963) beschreibt und an dessen Beginn nach Szondi ebenfalls eine Krise steht: die des geschlossenen, auf der Einheit von Zeit, Ort und Handlung basierenden Dramas des 19. Jahrhunderts.

Standpunkte“ (S. 120) kennzeichnet nach Niziołek fast alle Stücke von *Wyszedł z domu* bis *Pulapka*.

Gleichzeitig reflektiert Różewicz in *Akt przerywany* und *Przyrost naturalny* auch die Bedingungen seines Schaffens. Indem er seine Dramen in der Literatur- und Dramentradition verortet, öffnet er, so Niziołek, einen Raum „des Dialogs zwischen Autor und Zuschauer/Leser“ (S. 86). Reflektiert wird außerdem die Problematik der Beziehung zwischen Kunst und Leben: als Relation zwischen Künstler und Gesellschaft sowie unter dem Gesichtspunkt des Lebens als Material der Kunst. Im Licht der Kunst-Leben-Problematik erweist sich die Schwierigkeit, ein Drama im traditionellen Sinne zu schreiben, als Resultat nicht nur der Überfülle des stetig anwachsenden zu verarbeitenden Materials, sondern auch des Zerfalls der gesellschaftlichen Ordnung, der den Status des Individuums ebenso in Frage stellt wie die Rolle des Künstlers. Vor diesem Hintergrund ist die Tragik des klassischen Dramas, in der der Untergang des Helden in eine neue bzw. die Wiederherstellung der alten Ordnung mündete und so einen Sinn erhielt, für Różewicz nicht mehr denkbar. Er „lässt uns allein mit dem nackten, zutiefst unversöhnten Bild des profanierten Körpers, des verlassenen Menschen“ (S. 185). Wenn es in Różewicz's Stücken ein tragisches Bewusstsein gibt, dann nicht unter den Figuren, sondern beim Autor selbst.

Grzegorz Niziołek entwickelt sein in den vorangegangenen Abschnitten skizziertes Bild von Różewicz's Dramatik in einer sehr überzeugenden Argumentation, die auf einer weitgehend chronologischen Lektüre der einzelnen Stücke aufbaut. Dabei bleibt er immer eng an den Texten, in denen er die Entwicklung bestimmter Motive, Metaphern und Problemfelder verfolgt – die Motive des Opfers und der Anonymität, die Tier-Metaphorik, die Problematik des Schweigens. Auf diese Weise gelingt es ihm, Różewicz's Dramenschaffen als organisches Ganzes darzustellen, wobei vor allem die konstruktive Dimension der frühen, oft inkohärent und fragmentarisch wirkenden Stücke sichtbar wird. Durch häufige Rückbezüge auf Różewicz's Lyrik sowie die erzählende und essayistische Prosa wird die Dramatik zudem in den Kontext des literarischen Gesamtwerks eingeordnet. Trotzdem oder vielleicht gerade deswegen besteht das größte Verdienst von Niziołek's Arbeit aber darin, dass sie konsequent die einmal eingenommene Perspektive des Theaters beibehält. Dies ermöglicht eine Erfassung der Problematik des Körpers und des Wortes in Różewicz's Dramatik, wie sie die vorrangig literaturwissenschaftlich ausgerichtete Różewicz-Forschung bisher nicht zu leisten vermochte.

Indem Niziołek den Ereignischarakter und die Betonung der Körperlichkeit sowohl der Figuren als auch des Akts des Sprechens hervorhebt, lässt er – ohne dies allerdings selbst zu benennen – den Aspekt des Performativen in Różewicz's Schaffen aufscheinen. Charakteristisch für eine „Ästhetik des Performativen“, wie Erika Fischer-Lichte (2004) sie aus der Entwicklung des Theaters und der Performance-Kunst seit den sechziger Jahren herleitet, ist die Aufwertung der Materialität in der Kunst gegenüber ihrer Zeichenhaftigkeit, die eine Spannung zwischen „der Ordnung der Präsenz und der Ordnung der Repräsentation, also zwischen eher ‚zufälligen‘ und eher zielgerichteten Prozessen der Wahrnehmung und Bedeutungserzeugung“ (Fischer-Lichte 2004: 261) bewirkt. Im Zuge der performativen Wende schaffen die Künstler keine Werke mehr, sondern bringen „zunehmend Ereignisse hervor, in die nicht nur sie selbst, sondern auch die Rezipienten, die Betrachter, Hörer, Zuschauer involviert sind.“ (Fischer-Lichte 2004: 29.) Różewicz's Schaffen ließe sich vor diesem Hintergrund als Versuch beschreiben, dem Dramentext und damit der Literatur gleichermaßen Ereignischarakter zu verleihen. Die fast schon genüssliche Zurschaustellung seines Scheiterns als Autor in *Akt przerywany* oder *Przyrost naturalny*, aber auch die von Niziołek ebenfalls zitierte Klage, *Pulapka* zu genau, zu literarisch geschrieben zu haben (vgl. S. 249 f.) könnten hierfür als Belege dienen. Für weitere Forschungen in diese Richtung stellen die Befunde von Niziołek's Arbeit einen vielversprechenden Ausgangspunkt dar.

An manchen Stellen muss allerdings – als Folge eines weitgehenden Verzichts auf theoretische Fundierung und Auseinandersetzung mit der Forschungsliteratur – das von Niziołek gezeichnete Bild korrigiert oder differenziert werden. Um etwa die Feststellung zu widerlegen, dass das einzige statische Element in *Pulapka* die Schwarze Wand sei (S. 249), genügt ein Blick in den Nebentext des Stücks. Dort heißt es ab dem zehnten Bild mehrfach, dass die Schwarze Wand sich öffnet und schließt, bis sie schließlich die Figuren und sogar die Darsteller einer möglichen Inszenierung verschlingt. Das leblose, statische Objekt verwandelt sich somit im Verlauf des Stücks „langsam in einen dramatischen und sogar tragischen Akteur, der

über das Schicksal aller Figuren entscheidet.“ (Schmid 1991: 5) Eine Differenzierung scheint hinsichtlich der Kunst-Leben-Problematik notwendig. Niziołek konstatiert in *Pulapka* eine Teilung des Raums in zwei Sphären: die Sphäre des Lebens und die Sphäre des Todes. Franz' Familie und Maks ordnet er dem Bereich des Lebens zu, Franz hingegen, wegen „seines Ekels vor dem Körper, vor dem Zeugungsleben, verbündet sich mit den Kräften des Todes“ (S. 246). Diese Zuordnung erscheint übertrieben. Zwar ist es richtig, wenn Niziołek von der „Verlockung der Negation des Lebens“ als „größter Wunde von Różewicz Lyrik“ spricht (S. 84). Und es sind in der Dramatik in der Tat vor allem die Künstlerfiguren – Laurenty in *Na czworakach*, Bianka in *Biale małżeństwo*, Ernest in *Odejscie glodomora* und eben Franz in *Pulapka* –, die dieser Verlockung unterliegen. Die Gleichsetzung dieser Verlockung mit der Affirmation des Todes stellt aber eine unzulässige Verkürzung dar. Wenn man die für Różewicz zentralen Oppositionen Kunst vs Leben und Leben vs Tod im Greimas'schen Sinne als Spektrum logischer Kontradiktions- und Präsuppositionsrelationen zwischen zwei opponierenden Begriffen auffasst,<sup>2</sup> dann wäre der Status der Künstlerfiguren eher folgendermaßen zu bestimmen: In der Opposition Kunst vs Leben markieren sie den Pol der Kunst, für den Nicht-Leben eine Voraussetzung ist. Nicht-Leben wäre auch der Term, dem die Künstlerfiguren in der Opposition Leben vs Tod zuzuordnen wären. Damit besitzen sie eindeutig einen anderen Status als etwa die als Agenten des Todes fungierenden Häscher in *Pulapka*.

Die beiden Beispiele zeigen, dass es sich bei Tadeusz Różewicz's Theater trotz einer stark performativen Dimension letztlich doch um Literatur handelt, zu deren Erschließung philologische und literaturwissenschaftliche Methoden herangezogen werden müssen. Nachdem lange Zeit die literaturwissenschaftliche Sicht auf Różewicz's Dramatik dominierte, konzentriert sich Grzegorz Niziołek auf ihre theatrale Dimension und ihren Aufführungscharakter und kommt dabei zu wertvollen Erkenntnissen. Zum Wesen des Performativen gehört aber auch, dass es „eine Dynamik in Gang zu setzen vermag, die begriffliche Gegensätze kollabieren lässt“ (Fischer-Lichte 2004: 294) und „eine Wirklichkeit der Instabilität, der Unschärfen, Vieldeutigkeiten, Übergänge, Entgrenzungen“ (Fischer-Lichte 2004: 304)<sup>3</sup> schafft. Diese Dynamik zeigt sich in Różewicz's Stücken unter anderem in der ständigen gegenseitigen Durchdringung von Literatur und Theater. Diesem Aspekt seines Dramenschaffens, d. h. der Vielfalt und dem Wandel der Perspektiven und Positionen innerhalb dieses Schaffens gerecht zu werden, bleibt eine Herausforderung.

#### L i t e r a t u r

- Filipowicz 1991: Halina Filipowicz, *A Laboratory of Impure Forms*, New York (polnische Ausgabe: *Laboratorium form nieczystych*, Kraków 2001)
- Fischer-Lichte 2004: Erika Fischer-Lichte, *Ästhetik des Performativen*, Frankfurt/Main
- Gębala 1978: Stanisław Gębala, *Teatr Różewicza*, Wrocław
- Greimas 1971: Algirdas Julien Greimas, *Strukturelle Semantik*, Braunschweig
- Greimas 1972: Algirdas Julien Greimas, *Elemente einer narrativen Grammatik*, in: Heinz Blumensath (Hg.), *Strukturalismus und Literaturwissenschaft*, Köln, 47–67
- Hartmann 2001: Bern[har]d Hartmann, *Kunst vs. Leben – Wächterfiguren und Raumkonzeption in der Dramatik Tadeusz Różewicz's*, *Balagan* 2, 12–34

<sup>2</sup> Indem er die Terme einer semantischen Opposition jeweils um ihre Verneinung ergänzt, entwirft Algirdas Julien Greimas ein Modell der Elementarstruktur der Bedeutung mit vier Positionen: X – nicht X – nicht Y – Y. Durch die Zuordnung von Elementen eines gegebenen Textes zu einzelnen Termen lässt sich dessen semantische Struktur beschreiben. Vgl. dazu Greimas 1971: 13–23; 1972: 49–51 und 54 f. Zur Anwendung des Modells auf die Kunst-Leben-Problematik bei Różewicz vgl. Hartmann 2001.

<sup>3</sup> Mit Fragen der Grenzüberschreitung und Transgression vor allem in Różewicz's Lyrik befasst sich eingehend Andrzej Skrendo (2002).

- Schmid 1993: Herta Schmid, *Dialogiczność i obrazowość w dramaturgii Tadeusza Różewicza* (Pułapka), *Ruch Literacki* 1–2, 1–9
- Skrendo 2002: Andrzej Skrendo, *Tadeusz Różewicz i granice literatury. Poetyka i etyka transgresji*, Kraków
- Szondi 1963: Peter Szondi, *Theorie des modernen Dramas (1880–1950)*, Frankfurt/Main

Bernhard Hartmann  
 Institut für Slawistik der Universität Wien  
 Universitätscampus AAKH, Hof 3  
 Spitalgasse 2, 1090 Wien, Österreich  
 bernhard.hartmann@web.de

Pavel Jiráček, *Lyrický rytmus. O spojení zvuku a smyslu ve verši*, Brno (Host) 2007, 304 S.

Der Brüner Forscher Pavel Jiráček, der derzeit am Ústav české literatury a literární vědy der Philosophischen Fakultät der Prager Karlsuniversität wirkt, beschäftigt sich in der vorliegenden Buchpublikation mit einem Thema, das lange Jahre als umstritten galt. Hat die klangliche Seite der Sprache im literarischen Werk, besonders in der Lyrik, einen intersubjektiv verifizierbaren Sinn? Oder geht es nur um persönliche Impressionen und Eindrücke einzelner Leser und Kritiker? Noch in den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts erregten die umstrittenen Studien des unlängst verstorbenen ungarisch-französischen Theoretikers Ivan Fonagy Aufsehen. Fonagys Arbeiten verbanden die einzelnen Laute in der Dichtung mit dem Inhalt des Textes, zum Beispiel in den Gedichten von Sándor Petöfi und Heinrich Heine; in der Liebeslyrik konstatierte Fonagy ein Überwiegen der Laute „l“ und „m“, in satirischen und angriffslustigen Gedichten ein Vorwiegen von „r“ und „r“, und er suchte den Grund dafür in allgemeinen physiologischen und akustischen Empfindungen.<sup>1</sup> An Fonagy wurde kritisiert, dass seine Thesen apriorisch sind und nicht durch ein umfassendes und unvoreingenommen ausgewähltes statistisches Material belegt werden.

Pavel Jiráček hat den entgegengesetzten Weg eingeschlagen. Er ging von umfangreichen psychosemantischen Erforschungen der klanglichen Seite der Sprache aus, in deren Ablauf er insgesamt 2.800 Sprecher einbezog.<sup>2</sup> Die gesammelten und ausgewerteten Daten konfrontierte er dann mit seinen Eingangsthese über die Beziehung zwischen dem Klang und dem Sinn anhand von Material aus der tschechischen poetischen Sprache. Dabei ging er von der Tradition der Prager strukturalistischen Schule aus, die der lautlichen Basis der Sprache beträchtliche Aufmerksamkeit widmete. Besonders Roman Jakobson hatte Ferdinand de Saussures Behauptung des arbiträren (nicht motivierten) Zeichencharakters einer Kritik unterzogen, denn sie ignorierte gerade die Frage nach dem Klang und seiner Bedeutung. Zu diesem Thema kehrte Jakobson in seiner letzten größeren Arbeit über den klanglichen Aufbau der Sprache<sup>3</sup> zurück, welche die Problematik um Zusammenhänge der neurolinguistischen Forschung erweitert. Er erwähnt darin die Erforschung auditiver Stimuli mithilfe von Hörtests, unter Ver-

<sup>1</sup> Vgl. Iván Fonagy, *Die Metaphern in der Phonetik*, The Hague (Mouton) 1963.

<sup>2</sup> Vgl. seine Dissertation *Príspevek k emotivní sémiotice českého verše*, Brno (Masarykova univerzita) 1992 bzw. Pavel Jiráček, „Fonologická expresivita českého básnického jazyka“, *Česká literatura*, 39 (1991), S. 289–312.

<sup>3</sup> Roman Jakobson – Linda R. Waugh, *The Sound Shape of Language*, Bloomington (Harvester Press) 1979. Deutsch: *Die Lautgestalt der Sprache*, Berlin (de Gruyter) 1986.

wendung von Sonographen und auch unter Berücksichtigung von Beeinträchtigungen des menschlichen Gehirns und von Versuchen, bestimmte Teile des Gehirns zu stimulieren. Jakobson unterscheidet hier zwei aufeinander normal stehende Achsen, die Achse der Dunkelheit und die Achse der Helligkeit auf der Horizontalen („u“ – „i“; „p“ – „t“) und die Achse der Kompaktheit und Diffusität auf der Vertikalen („u“, „i“ – „a“, „p“, „t“ – „k“). Die angeführten Gegensätze bezüglich Dunkelheit und Helligkeit auf der einen Seite und Kompaktheit und Diffusität auf der anderen Seite sind in den Sprachen universell, ihre Herkunft ist nach Jakobson in der akustischen Lautstruktur begründet; der Zusammenhang von Klang und Bedeutung ist so durch den neurogenen Zusammenhang der akustischen mit der optischen Wahrnehmung gegeben.

Ein zweiter Forscher aus dem Kreis der Prager Strukturalisten, der auf Jiráček unmittelbaren Einfluss ausübte, war Miroslav Červenka. Er versuchte, die Entwicklung der grundlegenden Versformen in der tschechischen Lyrik vom Ende des 18. Jahrhunderts bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts auf der Basis von umfangreichen empirischen Materialien systematisch zu beschreiben, und publizierte die Ergebnisse seiner Forschung in einer Reihe von Studien und Büchern.<sup>4</sup> Červenka, der die versologischen Thesen der Gründer der Prager Schule, Jan Mukařovský und Roman Jakobson, revidierte und weiter entwickelte, stellte sich die Frage nach der Beziehung zwischen der erstrangigen Bedeutung (der Hervorhebung) des Klangs und der Dynamizität der Aussage des poetischen Textes und forderte, dass diese Beziehung systematisch und mit relevanten Materialbeispielen belegt wird. Auf diesen Intentionen begründete nun Pavel Jiráček seine Forschung, der auch mit der weiteren zeitgenössischen Literatur bestens bekannt ist (z. B. mit der kognitiven Linguistik, mit George Lakoffs und Mark Johnsons Studie *Metaphors We Live By* oder mit Julia Kristevas *La révolution du langage poétique*).

Das Buch von Pavel Jiráček ist eine Quelle der Inspiration nicht nur, weil es seine Thesen mit Materialforschungen belegt und korrigiert, sondern auch deshalb, weil es sich an der Grenze mehrerer Fächer bewegt. Es stützt sich auf die neuere Phänomenologie und Hermeneutik (Jan Patočka, Paul Ricœur), die entgegen den spezifischen Erkenntnissen der einzelnen wissenschaftlichen Fachrichtungen die natürliche Erfahrung des Menschen, der in seiner menschlichen Welt steht, schätzt, seine Körperlichkeit, seine Emotivität u. ä. Gleichzeitig ist er um eine Objektivierung der schwer fassbaren und bisher mehrheitlich intuitiv beschriebenen Wirksamkeit dessen bemüht, was er als lyrischen Rhythmus oder als „Lautstrom“ („fonační proud“) bezeichnet, womit nicht nur die Abfolge von Phonemen oder Lauten gemeint ist, sondern ein Strom von Silben, von lautlichen Gebilden, die Ausdruck einer bestimmten Intentionalität sind.<sup>5</sup> Vielleicht könnte man diesen Begriff gewissermaßen als lautliche Analogie zu Mukařovskýs berühmtem Begriff der „semantischen Geste“ betrachten, also als bestimmtes dynamisches Aufbauprinzip und einigende Intention, oder auch als *missing link*, als verbindendes Glied zwischen dem Subjekt des Schöpfers und dem Wahrnehmenden.<sup>6</sup>

<sup>4</sup> Miroslav Červenka, *Z večerní školy versologie II*, Pardubice (Akcent) 1991. Miroslav Červenka – Květa Sgallová, *Z večerní školy versologie III*, Praha (Ústav pro českou literaturu) 1995. Miroslav Červenka, *Z večerní školy versologie IV*, Praha (Ústav pro českou literaturu) 1999. Miroslav Červenka, *Dějiny českého volného verše*, Brno (Host) 2001. Posthum erschien sein Buch *Kapitoly o českém verši* (hrsg. v. K. Sgallová u. J. Holý), Praha (Karolinum) 2006.

<sup>5</sup> Vgl. Pavel Jiráček, „Tělo a verš“, *Česká literatura*, 53 (2005), S. 1–40, besonders S. 20 ff. Diese Studie ist gewissermaßen ein theoretisches Konzept zum rezensierten Buch von Jiráček.

<sup>6</sup> Aus der umfangreichen Literatur zu diesem Begriff von Mukařovský vgl. zum Beispiel Milan Jankovič, „Noch einmal zum Begriff der semantischen Geste“, in: Jan Mukařovský and the Prague School (hrsg. v. V. Macura u. H. Schmid), Potsdam / Praha (Ústav pro českou literaturu) 1999, S. 148–155. Wolfgang Schwarz, „Die semantische Geste – ein brauchbares analytisches Instrument?“ In: *Prager Schule. Kontinuität und Wandel* (hrsg.

Die Überlegungen von Pavel Jiráček bewegen sich in den einzelnen Kapiteln in konzentrischen Kreisen, die einzelnen Probleme kehren wieder und variieren. Der Autor bezog eine wesentliche Anregung aus einer Idee von Patočka, der das gesamte Thema des Universums, das allen menschlichen Erfahrungen zugrunde liegt, in drei grundlegende Dimensionen teilt. Die erste Dimension ist intersubjektiv, sie ist charakterisiert durch die Polarität von Heimat und Fremde, die zweite Dimension ist subjektiv, sie hängt mit dem gesamtheitlichen Lebensgefühl (mit der Gestimmtheit) zusammen und wird von der Polarität von Licht und Dunkel charakterisiert, die dritte Dimension ist zeitlich bestimmt, für sie ist die Polarität zwischen Aktivität und Passivität bezeichnend.<sup>7</sup> Jiráčeks Hypothese war dann die Annahme, dass bestimmte Typen von Silben (offene versus geschlossene), Vokalen und Konsonanten in der Sprache der lyrischen Dichtung in diesen Dimensionen und ihren Polaritäten wahrgenommen werden können. Bei seinen Analysen und psychosemantischen Forschungen ging er von den Versen zweier tschechischer Dichter aus, des Romantikers Karel Hynek Mácha und des Symbolisten Otokar Březina. Die Versuchspersonen, die zu den Tests herangezogen wurden, waren jedoch kein repräsentativer Ausschnitt aus der tschechischen Bevölkerung, sondern es wurden absichtlich relativ gebildete Leser ausgesucht, einerseits Schüler an Brüner Mittel-schulen, andererseits Hochschulstudenten (besonders an Pädagogischen Fakultäten) aus verschiedenen tschechischen Orten wie Ostrava, Olomouc, Brno, Hradec Králové, Plzeň, Praha usw.

Zur Illustration seien wenigstens einige wenige konkrete Beispiele angeführt. 400 Sprecher (Studenten philologischer Fächer) antworteten auf Fragen, wie sie die tschechischen Vokale auf der Achse „sehr unangenehm – unangenehm – angenehm – sehr angenehm“ empfinden (was im Grunde Patočkas Polen von Fremde und Heimat entspricht). Es wurde festgestellt, dass ó, á, a, o als sehr angenehm (sehr detensiv) empfunden werden, e, ou als unangenehm (tensiv) und i, ú, u, é, í als sehr unangenehm (sehr tensiv). Es zeigte sich, dass diese Testergebnisse den Forschungen der tschechischen Phonetik nahe stehen, die die tschechischen Vokale nach ihrem Wohlklang akustisch in folgender Anordnung reiht: a, o, e, u, i.<sup>8</sup> Zum Vergleich fand auch eine ähnliche Untersuchung zu den slowakischen Vokalen mit vier Gruppen zu je 40 Studenten von philologischen Fächern an slowakischen Hochschulen statt. Dabei zeigte sich, dass die slowakischen Vokale vom unangenehmsten zum angenehmsten Pol ähnlich wie die tschechischen gereiht wurden: ó, á, a, o, e, é, ú, í, ä, i, u. Als man diese (tschechische) Semantisierung der Vokale auf Karel Hynek Máchas Verse „Tichý tis nad rúží stíny sklání“ übertrug, entstand folgendes Lautstrom-Bild (T bezeichnet die Tension, d.h. den Pol des unangenehmen, fremden, D bezeichnet die Detension, d.h. den Pol des Angenehmen, der Heimat): T T T D T T T D T. Darüber hinaus wurden die Versuchspersonen auch visuell getestet, das bedeutet, dass man ihnen 16 Bilder vorlegte, welche grundlegende archetypische Symbole darstellen (die Sonne, den Mond, ein Gatter, einen Wurm, ein Grab, ein Schiffchen, eine Spinnwebe, einen Mund, einen Baum, einen Dolch, ein Auge, eine Schlange, eine Blume, einen Fisch, ein Haus, Wasser). Die Versuchspersonen sollten aus diesen 16 Bildern acht als die treffendsten Assoziationen zu den erforschten Anregungen, also den tschechischen Vokalen, auswählen und sie dann ebenfalls in der Polarität angenehm (Heimat) – unangenehm (Fremde) beurteilen, und zwar mithilfe der Paare Freude/Trauer, Entspantheit/Anspannung, Liebe/Hass, Aktivität/Passivität. Die Bewertung der tschechischen Vokale entspricht hier im Grunde wieder der oben angegebenen Reihung.

Auf eine ähnliche Weise wurden die tschechischen Konsonanten getestet. Es zeigte sich, dass in die Gruppe „sehr angenehm“ die Laute l, ň, d', m, j, č, ť gereiht wurden; in die Gruppe

v. W. Schwarz, J. Holý u. M. Jankovič), Frankfurt a. M. (Vervuert Verlag) 1997, S. 197–222.

<sup>7</sup> Vgl. Jan Patočka, *Přirozený svět jako filosofický problém*, Praha (Ústřední nakladatelství a knihkupectví učitelstva československého) 1936. Deutsch Jan Patočka, *Die natürliche Welt als philosophisches Problem* (hrsg. v. K. Nellen – J. Němec), Stuttgart (Klett-Cotta) 1992.

<sup>8</sup> Bohuslav Hála, *Fonetika v teorii a praxi*, Praha (SPN) 1975.

der „angenehmen“ Laute š, ž; als „unangenehm“ wurden p, c, b, d, ch, n, v, k bewertet; und als „sehr unangenehm“ schließlich g, s, ř, t, h, f, r, z. Die Ergebnisse entsprachen wiederum den Annahmen der Phonetiker, dass die Spiranten (f, h, ch) und die scharfen Sibilanten (s, z) am wenigsten wohlklingend, und dass die Laute l, ň, j am wohlklingendsten sind. Auch die Einreihung des Lautes r unter die am wenigsten angenehmen Laute stimmt mit seiner traditionellen Wahrnehmung als etwas Dissonantem, Negativem überein. Es ist interessant, dass auch in diesem Fall eine Austestung der slowakischen Konsonanten die Laute in eine ähnliche Reihenfolge brachte, auf der Skala von den angenehmen (detensiven, Heimat) zu den unangenehmen (tensiven, Fremde) wie folgt: l (das slowakische weiche l), ň, č, d', t', l, j, ž, m, c, š, d, dž, n, p, b, g, v, k, t, z, dz, r, s, ch, f, h. In den angeführten Vers von Máchá wird dann das Bild des Konsonanten-Lautstroms projiziert (T = sehr tensiv, t = tensiv, d = detensiv, D = sehr detensiv): D t D T t T T d T D t T t D D.

Auf analoge Weise geht Pavel Jiráček bei der Erforschung der zwei verbleibenden Dimensionen vor, d. h. bei der Polarität von Licht/Dunkel und Aktivität/Passivität. In weiteren Kapiteln seines Buches macht der Autor den Vers von Otokar Březina „Šum žárem umdlený na větvě tíhou naleh“ zum Objekt der psychosomatischen Tests, den er den Versuchspersonen auch in mehr als 30 unterschiedlichen Wortfolge-Varianten vorlegte (z. B. „Na větvě naleh tíhou šum žárem umdlený“) und auch mit einer Abwandlung der Wörter in den einzelnen Verspositionen (z. B. „Šum křikem umdlený na větvě nárkem naleh“). Er untersucht so den Einfluss der rhythmischen Qualitäten der Wörter, Phoneme und Silben auf die lautliche Linie des Verses und auf die Einzigartigkeit des kognitiven Kontexts von Březinas Versen.

Wie schon gesagt wurde, bewegt sich die Arbeit von Pavel Jiráček an der Grenze verschiedener Fächer; neben der Phonetik und der Phonologie verwendet der Autor Erkenntnisse aus der philosophischen Anthropologie, aus der Psychologie und aus dem „cognitive turn“ der zeitgenössischen Wissenschaft. Der Autor macht sich bewusst, dass man für die Ähnlichkeit von Laut und Bedeutung in der Sprache keine allgemeine systematische Erklärung finden kann. Nichtsdestotrotz gelangt er zu dem Urteil, dass sich besonders in der Bildlichkeit der lyrischen Dichtung eine sprachliche Ikonizität durchsetzt, die nicht nur Teilebenen der einzelnen Morpheme und Wörter berührt, sondern auch Ebenen eines breiteren Ganzen und des ganzen Textes. Es geht hier offensichtlich um eine Erlebnishaftigkeit, die mit den emotionalen Erfahrungen des Subjekts verbunden ist und die der konnotativen Ebene der Bedeutung den Vorrang gibt. Durch diese „semantische Sättigung“ unterscheidet sich die Lyrik deutlich von der geläufigen Kommunikationssprache, und hier ist dem Autor zufolge auch Raum für die Erforschung von subjektiven ikonischen Operationen, Assoziationen u.ä., die mit Körperlichkeit und Affektivität eng verbunden sind. Der Beitrag des Autors besteht darin, dass er versucht hat, diese subjektiven Operationen zu verifizieren und auf der Grundlage von umfassenden empirischen Untersuchungen auch zu objektivieren.

Das Buch von Pavel Jiráček löst nicht alle Probleme, die mit dem gegebenen Thema verbunden sind, und kann das auch gar nicht leisten. Es eröffnet aber auf interessante Weise Fragen, es bietet neue Forschungszugänge und dient in vielerlei Hinsicht als Quelle der Inspiration.

Jiří Holý

Ústav české literatury a literární vědy Filozofické fakulty

Univerzity Karlovy v Praze

Náměstí Jana Palacha 2, Praha 1, Tschechien

hollmail@atlas.cz



Bartholomaeus Cassius / Bartul Kašić, *Institutiones linguae Illyricae / Osnove hrvatskoga jezika*. Editionem alteram curavit, vernacula interpretatione prolegomenisque instruxit / Drugo izdanje priredio, na hrvatski jezik preveo i komentarima popratio Zvonko Pandžić (= *Vrela za hrvatsku kulturnu povijest I (XI)*, urednik / editor Zvonko Pandžić), Zagreb – Mostar (Tusculanae editiones) 2005, 568 S.

Im Vorwort (lateinisch S. 9 f., kroatisch 11 f.) nennt der Herausgeber zwei Gründe, warum Kašićs Grammatik nach drei stereotypischen Ausgaben eine echte Neuauflage verdient: einerseits die Originalität der von Kašić selbst entworfenen Regeln und andererseits seine Kunst der Anwendung alter, letztlich auf griechische und römische Wurzeln zurückgehender grammatischer Regeln auf seine Muttersprache. In diesem Vorwort erläutert der Herausgeber auch seine Eingriffe in den Text der Originalausgabe (*Institutionum linguae Illyricae libri duo*, Romae MDCIV), unter anderem dass er die Korrekturen, die Kašić am Ende der Originalausgabe selbst vorgenommen hat, in diese Neuauflage stillschweigend eingearbeitet und nur in den kritischen Anmerkungen erwähnt hat. Pandžićs Zutaten hingegen (Korrekturen zu Quellenangaben, Auflösungen von Abkürzungen u. a.) sind in eckigen Klammern in den Text eingefügt.

Auf das Vorwort folgen Pandžićs umfangreiche Prolegomena. Es handelt sich dabei um eine Abhandlung, die auf den Seiten mit gerader Zahl auf Kroatisch und auf den gegenüberliegenden Seiten auf Englisch dargeboten wird und mit „Semantika tradicionalne gramatike. Jezično-filozofijska *prolegomena* za *Osnove* Bartula Kašića / The semantics of traditional grammar. A linguistic-philosophical *prolegomenon* to Bartul Kašić's *Institutiones*“ betitelt ist. Diese Prolegomena (S. 14–188) sind als kritische Einführung in die Tradition, in der diese Grammatik steht, gedacht, und zwar konkret in einige ausgewählte Aspekte der semantischen „Metagrammatik“ dieser Tradition (s. S. 16). Im Vordergrund steht die Frage, mit welchen grammatischen und sprachphilosophischen sowie historischen Gegebenheiten Kašić konfrontiert war, als er die älteste kroatische Grammatik schrieb (s. S. 18). Als „traditionelle Grammatik“ betrachtet Pandžić die grammatische Lehre von ca. 300 vor bis ca. 1800 nach Christus (s. S. 20).

Pandžić stellt Kašićs Grammatik in den Kontext der „Missionslinguistik“, in dem auch Juraj Križanićs russische Grammatik von 1666 steht. Kašićs Grammatik habe italienischen Jesuiten dienen sollen, die das „Illyrische“<sup>1</sup> erlernen mussten, um in dieser Sprache auf ihren Missionsreisen, die sie bis ins damals türkische Temesvár und Belgrad führten, predigen zu können. Hätte der von der Insel Pag gebürtige Jesuit Kašić seine Grammatik für seine Landsleute geschrieben, hätte er manche Teile anders gestaltet und sie nicht auf Lateinisch verfasst. Zum Zwecke dieser Mission war in Rom auch die „Illyrische Akademie“ gegründet worden, in der die Missionare die Sprache erlernten, wozu Kašićs Grammatik als Lehrbuch dienen sollte. Wahrscheinlich hat dort Kašić selbst unterrichtet. (Siehe S. 34–48.<sup>2</sup>) Während die Franziskaner mit Erlaubnis des Sultans die unter seiner Herrschaft lebenden Kroaten seelsorglich betreuten, bestand die Mission der Jesuiten in erster Linie darin, in den von der Habsburger Monarchie kontrollierten Randgebieten des Türkenreichs Lateinschulen einzurichten. Kašić bereiste zweimal die Balkanhalbinsel, das erste Mal als Kaufmann verkleidet. Wie er im Vorwort erwähnt, habe die verzweifelte Lage der Christen unter den Türken Kašić motiviert, seine Grammatik zu schreiben. Auch Jakov Mikalja, der Verfasser des *Thesaurus linguae Illyricae* (Ancona 1651), und Ardelio Della Bella, der Autor des *Dictionario italiano-latino-illirico* (Venedig 1728), waren jesuitische Missionare, beide allerdings aus Italien, der erste aber kroatischer Herkunft. (Siehe S. 48–50.) Wesentlich ist auch, dass als *lingua com-*

<sup>1</sup> Auf S. [43] ist 'Illyricus' die Übersetzung des als Wortbeispiel dienenden Adjektivs *slovinci*. Zu diesen Sprachennamen siehe Katičić 1979 (s. unten im letzten Absatz): 145 f. (Zwischen eckigen Klammern werden hier so wie in Pandžićs Edition die Seitenzahlen der Originalausgabe angegeben.)

<sup>2</sup> Zur Illyrischen Akademie und dem Unterricht dort s. Katičić 1979: 142 f.

*munis* der katholischen Mission des 17. Jahrhunderts, und zwar auch der franziskanischen, das Stokavische diente, das auf diese Weise als Literatursprache zu großer Geltung gekommen ist (s. S. 50)<sup>3</sup>. In Kašićs Grammatik werden sowohl das ihm heimische *ča* als auch *što* angeführt (S. [48]: *sc̑tò* vel *c̑á?*), als er aber nach seinen Missionsreisen die größere Verbreitung des *što* erfahren hatte, entschloss er sich ganz für die letztere Form (s. S. 46 mit Fußnote 25). Die Präferenz der verbreitetsten Sprachversion entsprach jesuitischer Praxis (s. S. 66).

Für Kašićs Grammatik diente unter anderen die lateinische Grammatik des Álvares als Vorbild, aber besonders auch die toskanische Grammatik des Pierfrancesco Giambullari, obwohl er diese nicht erwähnt (s. S. 52).

Auf den Seiten 52–54 und dann eingehender auf S. 62 ff. wendet sich Pandžić den orthographischen und akzentologischen Lösungen in Kašićs Grammatik zu. Kašić übernimmt die drei Akzente des Aristophanes von Byzanz und bezeichnet mit dem Gravis die Kürze und mit Akut und Zirkumflex die Länge — so wie Giambullari für die Länge, nämlich dem Akut (Auf S. 52 verwechselt der Herausgeber Akut und Gravis.) Kašićs Akzentuation ist das čakavische Zwei-Akzente-System der Insel Pag, das nur lange und kurze sowie betonte und unbetonte Vokale unterscheidet, wobei es unbetonte Längen in der Silbe nach dem Akzent gibt. Mit der für seinen Heimatdialekt unnötigen Verwendung zweier Zeichen für die Länge, nämlich dem Akut und dem Zirkumflex, erreichte Kašić die im Hinblick auf den italienischen Adressaten angestrebte Kompatibilität mit dem Italienischen in Giambullaris Darstellung, wo der Zirkumflex die kontrahierte Länge bezeichnete (also sozusagen etymologische Information der deskriptiven hinzufügte). Erst auf S. 205 in den Fußnoten 19 und 22 erwähnt Pandžić, dass Kašić die Länge mitunter auch durch Doppelschreibung des Vokals und die Kürze durch Doppelschreibung des dem Vokal folgenden Konsonanten bezeichnet (er bringt auf S. 9 selbst ein Minimalpaar: „*mukka* ‘tormentum’ et *mūka* ‘farina’.“). Der Zirkumflex wird von Kašić als Alternative zur Doppelschreibung von Vokalen gebraucht, was er auf S. [16] auch explizit sagt („*mnoox* ‘multitudo’, *meed* ‘mel’, sive *mnôx* et *mêd\**“) und was Pandžić mit dem italienischen Vorbild erklärt (s. S. 66). Aus diesem Grund schreibt Kašić auch *grād* ‘urbs’, wo Faust Vrančić *graad* notiert (s. S. 208 mit Fußnote 18). Vgl. auch Kašić S. [24]: „-aa, -ii vel -â, -ĩ“ (Endungen). Wenn aber Kašić auf S. [17] *sin* ‘filius’ und auf S. [21] *mnoxtvó* ‘turba’ schreibt, wohingegen Vrančić *sziin*, *mnoostvoo* notiert, wird offenbar, dass die drei Bezeichnungen der Länge alle untereinander austauschbar sind. Manchmal simuliert Kašić eine prosodische Alternation: S. [29] *tég* : *téga* : *ò tēxe* : *tézi*, *sníg* : *ò sníxe* : *snízi*, *Bóg* : *Bòxe* : *bozi*. Kašićs Beispiel *himbemih* ‘decipitium’ zeigt, dass auch unbetonte Kürzen durch Doppelschreibung von Konsonanten bezeichnet werden konnten (s. S. [11]). Redundant zweifach wird die betonte Kürze in *kládda* ‘compes’ bezeichnet (s. [12]). Kašić S. [16], Punkt 4. weist darauf hin, dass er auf ein und dasselbe Wort manchmal zwei Akzente und manchmal gar keinen setzt. Ein Beispiel dafür ist *rimski* ‘Romanus’ (S. [42]) vs. *rimski* ‘Romanus’ (S. [55]).

Ab S. 68 wendet sich Pandžić den Redeteilen, der Deixis und Paremphasis und weiteren grammatischen Konzepten und ihren antiken Wurzeln zu.

Auf S. 120 schreibt Pandžić, dass es heute genügen würde, im Kroatischen sechs Kasus zu unterscheiden statt sieben mit einem vom Dativ verschiedenen Lokativ. Dies trifft aber nur bedingt<sup>5</sup>.

<sup>3</sup> Vgl. Katičić 1979: 145: „Auch hat er durch seine Grammatik die Entwicklung der kroatischen Schriftsprache entschieden auf eine što-mundartliche Grundlage hin orientiert, was sich aus heutiger Sicht als bedeutende Vorarbeit für die später erfolgte Standardisierung zeigt.“

<sup>4</sup> Zur Akzentologie s. auch Katičić 1981: 26–36, Neweklowsky 1979 (zitiert von Pandžić 64 bzw. 183, 185) und Mate Kapović, Bilješke o naglasku Kašičeve gramatike, *Croatica & Slavica Iadertina* 2/2 (2007) 27–41.

<sup>5</sup> Siehe F. V. Mareš, Sistem kategorija srpskohrvatske imenske deklinacije u poredbi s drugim slovenskim jezicima, in: Naučni sastanak slavista u Vukove dane (Beograd – Priština – Tršić 13 – 19. IX 1976.), *Sveska* 1, Beograd 1977, 85–89: 87 f.

Die Neuausgabe der *Institutiones* beginnt auf S. 189. Auf den geradzahligen Seiten steht der lateinische Originaltext, auf den gegenüberliegenden ungeradzahligen die Übersetzung ins moderne Kroatische. Die Fußnoten bieten Vergleiche mit Kašićs Vorbildern (v. a. Giambullari) und mit Oleschs Neuauflage der Erstausgabe und enthalten auch andere Erklärungen und Kommentare.

Nicht nötig wäre es gewesen, in Kašićs *pronunciatio* und *pronunciatur* Dutzende Male das *ci* in *ti* zu emendieren (was übrigens einmal auf S. [10] vergessen wurde) oder etwa *quatuor* auf *quattuor* (s. S. 220, 224); die nachklassischen lateinischen Orthographien müssen gegenüber der klassischen nicht als fehlerhaft betrachtet werden. Ebenso unnötig emendiert Pandžić auf S. 236 *diminutiva* auf *deminutiva*.

Im Folgenden sei auf einige interessante Eigenschaften von Kašićs Grammatik hingewiesen. S. [8]: „curabo diligenter ut sublatis supervacaneis eas litteras in alphabetum conferam, quae et necessariae ad pronuntiationem sunt et quam paucissime a Latinis litteris forma sonoque differant“. Trotzdem verwendet er den Buchstaben *q*, z. B. in *criqva*, *qvās* ‘fermentum’ und *qvōcka* ‘gallina habens pullos’, s. Pandžić 203 Fußnote 18, wo er auch *kv* schreiben könnte. Überflüssig sind auch die von Kašić vorgesehenen beiden Möglichkeiten, *k* vor velarem Vokal zu schreiben: „*kāram* vel *chāram* ‘arguo’“ (s. [12]). Auf S. [14] schreibt er: „Nonnulli solent ponere semivocalem *i* inter *gh* et vocalem *e*. Mihi videtur non esse necessaria.“ Jedenfalls hat die graphische Unterscheidung von gleich Gesprochenem, aber hinsichtlich der semantischen Kategorien Verschiedenem Vorrang: S. [70 f.] werden beim Reflexivpronomen ein Singular (*sebé*, *sebi* usw.) und ein Plural (*sebbé*, *sebbi* usw.) unterschieden. Der Unterschied zwischen *-e* und *-ae* wird im Hinblick auf das lateinische Vorbild dazu verwendet, feminine von maskulinen *a*-Stämmen zu unterscheiden: *voyvōde*, aber *xenae* (s. S. [36], auch Pandžić 251 Fußnoten 86 f.).

Erwähnenswert ist, dass aus Kašićs Vergleichen kroatischer Laute mit lateinischen hervorgeht, dass er die italienische Aussprache des Latein voraussetzt (s. S. 206 f. mit Fußnote 29: *c* vor palatalem Vokal = [č]; S. 214 f. mit Fußnote 44: *gn* = [ŋ] — bei Pandžić mit falschem phonetischen Zeichen für diesen palatalen Nasal; S. 216 f. mit Fußnote 45: *sc* = [š]).

Den Band beschließen ein Index Croaticus mit den kroatischen Lauten und Wörtern, die in den *Institutiones* Gegenstand der lateinischen Ausführungen sind, allerdings in moderner Orthographie, ein Index Latinus sowie ein Index grammaticus, wobei zu den beiden letzteren seltsamerweise keine Stellenangaben gemacht werden.

Das Quellenverzeichnis befindet sich unmittelbar im Anschluss an Pandžićs Prolegomena (S. 176–179), darauf folgt das Verzeichnis der Sekundärliteratur (S. 179–188). Letzteres könnte durch folgende Titel ergänzt (bzw. deren Inhalt in die Prolegomena eingearbeitet) werden: die Rezension von Radoslav Katičić über Cassius, Bartholomaeus: *Institutiones linguae Illyricae, nunc iterum edidit R. Olesch*, Böhlau Verlag, Köln – Wien 1977 (= Slavistische Forschungen 21), in: *Kratylos XXIV* (1979 [1980]) 141–150; Radoslav Katičić, *Dual u gramatici Bartola Kašića*, *Filologija* 10 (1980/81) 243–244; Radoslav Katičić, *Bartol Kašić's Grammar*, in: *Most / The Bridge — Collection of Croatian Literature*, vol 1), Zagreb 1990, 235 — mit anschließendem Faksimile von Kašićs *Institutiones* 237–427 (das Faksimile wird von Pandžić auf S. 177 angeführt); Žarko Muljačić, *Što je Bartol Kašić znao o Hrvatima Kajkavcima?*, in: *Hrvatski sjever. Književnost – kultura – znanost. Tečaj VI Siječanj-Prosinac Broj 1–4*, Čakovec 2001, 3–13; jetzt auch Mate Kapović, *Bilješke o naglasku Kašićeve gramatike*, *Croatica & Slavica Iadertina* 2/2 (2007) 27–41.

Georg Holzer  
 Institut für Slawistik der Universität Wien  
 Universitätscampus AAKH, Hof 3  
 Spitalgasse 2, 1090 Wien, Österreich  
 georg.holzer@univie.ac.at

Libor Martinek, *Polská poezie českého Těšínska po roce 1920*, Opava (Slezská univerzita v Opavě) 2006, 350 str.

V posledním desetiletí se literární věda odklání od koncentrace na kulturní centra a svůj badatelský zájem směřuje k intenzivnímu a soustředěnému studiu periferních oblastí a konstituování nových periferních center, což dřívější politická a ideologická situace znemožňovala. Vznikají nejružnější specializovaná či interdisciplinárně fungující pracoviště, která se obrací se svými výzkumnými záměry do vlastního regionu a snaží se přispět ke zmapování těchto mnohonárodnostních a jazykově rozmanitých oblastí a jejich vzájemných vazeb s cílem zaplnit tato „bílá místa“.

Podobně jako např. Katedra germanistiky v Olomouci zkoumá německy psanou literaturu moravského regionu, tak zcela pochopitelně roste v příhraničním teritoriu Slezska zájem o výzkum polsko-českých kulturních a literárních vztahů. K významným badatelům v této oblasti bezpochyby patří i literární vědec a překladatel Libor Martinek. V současnosti působí jako vysokoškolský pedagog na Slezské univerzitě v Opavě v Ústavu bohemistiky a knihovnictví, kde přednáší kapitoly z dějin české literatury a teorie literatury. Publikace *Polská poezie z českého Těšínska po roce 1920* prezentuje s dříve vydanou *Polskou literaturou českého Těšínska po roce 1945* (Opava 2004) dílčí výsledky dlouholetého soustředěného badatelského zájmu o teritoriálně vymezenou literaturu polské menšiny žijící na českém území.

Martinkovu publikaci o rozsahu 350 stran tvoří jednotlivé dobře strukturované, z větší části již publikované studie, které byly pro souborné vydání přepracovány a upraveny. I když Martinek navazuje na vědecké práce nejen českých, ale i polských badatelů, především na Edmunda Rosnera, od kterého mimo jiné přejímá i periodizaci literatury, sám se snaží postihnout především zapomenutá místa v dějin české literatury a teorie literatury. Při zpracování výsledků důkladné heuristické práce se metodologicky opírá o přístup lexikografický (příp. biografický) a hermeneutický. Textu nechybí ani sociologický a kulturně historický komentář. Za inovativní označuje svůj komparativní přístup. Polskou poezii sleduje ve dvojím kontextu, nejen na pozadí obou národních literatur, ale především v kontextu lokálního pisemnictví a jejich vazeb na další literární a kulturní tradice daného regionu. Tam také vzhledem k uměleckým kvalitám této literární produkce spatřuje její význam. Z tohoto pohledu přináší podkapitola o hodnocení meziválečné polské literatury zajímavou polemiku rozdílných metodologických hledisek Zdzisława Hierowského a Edyty Koreptové.

V první kapitole na příkladu českého, lašského a polského básníka (Petra Bezruč, Ondry Ľysohorského a Pawła Kubisze) vytváří plastický obraz bohaté tradice trojho literárního života v českém Těšínsku a uvádí nejvýznamnější události zdejšího kulturního života po roce 1945. Následující kapitoly detailně mapují literárněhistorický vývoj polské literatury po roce 1920 do současnosti s přihlédnutím k vývoji předchozímu. Jak název knihy napovídá, autor se tentokrát ve svém výkladu zaměřuje na poezii, neboť právě tento žánr je pro daný areál zcela příznačný a frekventovaný. V každém medailonku věnovanému vybrané literární osobnosti zkratkovitě uvádí biografická data, básnickou tvorbu prezentuje četnými ukázkami a příklady její recepce. Meziválečné období reprezentuje například Paweł Kubisz jako představitel tzv. těšínské avantgardy, na kterého v poválečném období navazuje Władysław Sikora. Wilhelma Przeczka autor označil za básníka kulturních protikladů a Gustawa Pyszka za básníka ticha a mýtu. V navazujících kapitolách se Martinek zabývá Literární skupinou 63 a generací básníků kolem almanachů *Światłocienie* a *Spotkanie*. Výklad uzavírá výpověď o nejmladší generaci polských básníků tvořících v porevoluční době bez politických zábrán, emancipace jednotlivých minoritních skupin a odlišného nazírání na jejich kulturní působení. K nejtalentovanějším patří bezpochyby bilingvní básník Bogdan Trojak, který se přestěhoval na jižní Moravu a jazykově se asimiloval.

Libor Martinek se obrací k širokému spektru čtenářů. Jeho kniha by se měla stát nepostradatelnou příručkou pro studenty bohemistiky a polonistiky, doplňujícím materiálem pro výzkum historiků a odborné veřejnosti a v neposlední řadě by chtěla oslovit i ty, kteří mají čistě osobní zájem o literaturu a kulturu daného regionu. Tomuto cíli autor přizpůsobil styl výkladu a práci s četnými polskými citáty, které jsou až na malé výjimky přeloženy do češtiny a uvedeny v závorce za originálem. Za elegantnější řešení bych považovala zařazení polských citátů do poznámkového aparátu, což by zabránilo zdvojení textu a nenarušovalo jeho plynulost,

ale na druhé straně by byl poznámkový aparát, který je na mnoha místech značně bohatý, neúnosně zatížen. Publikací bych vytkla absenci seznamu literatury, i když ta je v zásadě citována v poznámkovém aparátu v úplnosti. Naopak nechybí jmenný rejstřík, polské a anglické resumé.

*Polská poezie českého Těšínska po roce 1920* výrazně přispívá k poznání polské literatury českého Těšínska, která doposud i přes teritoriální a historickou bezprostřední blízkost zůstává nedostatečně prozkoumána, a představuje dobrou základnu pro další vědecké bádání.

Michaela Kuklová  
 Institut für Slawistik der Universität Wien  
 Universitätscampus AAKH, Hof 3  
 Spitalgasse 2, 1090 Wien, Österreich  
 michaela.kuklova@univie.ac.at

Јован Ајдуковић, Увод у лексичку контактологију. Теорија адаптације русизама, Београд (Фото Футура) 2004, 364 С. // ders., Контактолошки речник адаптације русизама 8 језика – Контактологическиј словарь адаптацији русизмов 8 језикова, Београд (Фото Футура) 2004, 771 С.

Vor uns liegen zwei Werke des überaus produktiven jungen serbischen Slawisten Jovan Ajduković, die seine schon im Jahr 1997 in Belgrad gedruckte, umfangreiche Magisterarbeit „Русизми у српскохрватским речницима. Принципи адаптације. Речник“ wesentlich ergänzen. Es handelt sich zum einen um ein umfangreiches Wörterbuch, das die Russismen im Serbischen, im Kroatischen, im Makedonischen, im Bulgarischen, im Slowenischen, im Slowakischen, im Tschechischen und im Polnischen sammelt und klassifiziert, sowie zum anderen um eine begleitende theoretische Studie. Jovan Ajduković beweist in den beiden Publikationen nicht zum ersten Mal sein ausgeprägtes Theorie- und Methodenbewusstsein. In dieser kurzen Rezension soll zunächst die Monographie, danach das Wörterbuch besprochen werden.

Die Monographie besteht aus dem Haupttext (bis S. 283), einer ausgesprochen umfangreichen und wertvollen Auswahlbibliographie (S. 284–329) sowie aus einem längeren russischsprachigen (S. 330–339) und einem einseitigen englischsprachigen Resümee (S. 340). Im Anhang werden einige Probeseiten des Wörterbuchs abgedruckt, danach folgen ein Personenregister, eine Bibliographie des Autors sowie sein kurzer Lebenslauf. Im Haupttext führt der Verfasser zunächst in die Theorien des Bilinguismus und der Entlehnungen ein, danach bietet er einen kurzgefassten historischen Überblick über die Kontakte der acht genannten Sprachen zum Russischen, definiert einige Begriffe der Kontaktologie und erläutert Adaptionsmechanismen wie die Transphonemisierung, die Transderivierung, die Transmorphemisierung, die Transmorphologisierung, die Transsemantisierung, die lexikalisch-stilistische Adaptierung, die Transsyntaxisierung, informiert danach über kontaktologische Wörterbücher und stellt dann seine Schlussfolgerungen dar. Seine Einleitung bietet zunächst vor allem einen forschungsgeschichtlichen Überblick. Vor allem wird hier in einer auffällig stark schematisierten Darstellung signalisiert, dass der Autor mit den aktuellen kontaktologischen Theorien bestens vertraut ist. Dabei wird zunächst nicht etwa versucht, der weniger spezialisierten Leserschaft die entsprechenden Theorien und den Gehalt der Forschungsdiskussion näherzubringen, sondern von einer das Gebiet bereits überblickenden Leserschaft ausgegangen. Einzeln besprochen werden die Sprachkontakttheorien Uriel Weinreichs, Einar Haugens und Rudolf Filipovićs, wobei den etablierten Theorien in einer um große Kürze bemühten Weise jeweils die Standpunkte ihrer wichtigsten Kritiker gegenübergestellt werden. Die Gelegenheit für tiefer schürfende Diskussionen wird hier nicht gesucht. Ein eigener, nicht minder knapp gehaltener Abschnitt ist den wichtigsten theoretischen Beiträgen zur Kontaktologie aus der letzten Dekade

de des 20. Jahrhunderts gewidmet, wobei der Schwerpunkt verständlicherweise auf slavistischen Arbeiten liegt. Manchmal bemerkt man noch deutlich die äußeren Vorgaben der Qualifikationsarbeit, etwa wenn man auf einem Drittel der S. 47 einen eigenen Abschnitt zum Thema „Предмет истраживања“ antrifft. Auch das Kapitel „Циљеви истраживања“ liest sich wie ein Abschnitt aus einem „Autoreferat“, was freilich nicht unbedingt von Nachteil sein muss, sondern durchaus zur Übersichtlichkeit der Arbeit beiträgt. Auf den Seiten 49–53 werden die lexikographischen Quellen des Buches aus allen in Frage stehenden Sprachen genannt, wobei ein paar kleine Druckfehler in deutsch- und in polnischsprachigen Quellen auffallen (die sich in den wichtigeren objektsprachlichen Einheiten nicht finden). Gewünscht hätte man sich unter Umständen eine Bemerkung über die Auswahl der Wörterbücher und Studien, wobei freilich kaum Lücken festgestellt werden können, sondern dem Autor insgesamt für seinen immensen Arbeitsaufwand Respekt zu zollen ist. An diesen Abschnitt schließt sich eine gelungene Synthese über die Geschichte der Sprachkontakte des Russischen mit den übrigen behandelten slavischen Sprachen an, auch hier beweist der Autor seine beachtenswerte Belesenheit. Es folgt ein Kapitel, in dem die wichtigsten kontaktologischen Begriffe erläutert werden, und zwar nun auf eine besonders behutsame und systematische Art, welche vor allem diese Abschnitte auch als Grundlage für den akademischen Unterricht tauglich macht. Nicht übersehen werden sollte eine Umfrage, die der Autor unter 76 Studierenden an Belgrader Hochschulen durchgeführt hat, um zu erforschen, welche Russismen im Serbischen als einheimisches und welche als ursprünglich fremdes Wortgut betrachtet werden (S. 97–98), wobei die meisten Russismen – erwartungsgemäß – nur von wenigen serbischen Gewährsleuten als genuin fremd erkannt werden. Die Begriffe Transphonemisierung u. a. bedeuten hier im Wesentlichen das, was man üblicherweise als phonologische u. a. Adaptierung oder Substitution bezeichnet, die Terminologie und ihr Gehalt werden vom Autor gut begründet und illustriert. Im Abschnitt „Контактолошки речници“ schreibt der Verfasser über vorhandene kontaktologische Wörterbücher und über die Grundsätze seines eigenen, das nun im Folgenden in aller Kürze besprochen werden soll.

Dieses Wörterbuch ist eine lexikographische Quelle, auf die viele Slawistinnen und Slawisten in ihrer Forschung noch häufig zurückkommen werden. Es wird von einem kurzen Vorwort eröffnet, an das sich eine im wünschenswerten Sinn knappe Anleitung für die Benützung schließt. Beide Abschnitte werden auf Serbisch und auf Russisch abgedruckt. In der Anleitung werden vor allem die zahlreichen Kürzel und Abkürzungen erläutert, deren Einführung im Rahmen des Wörterbuchs sicherlich unabdingbar war, von denen aber manche vielleicht etwas transparenter hätten gestaltet werden können. So verrät etwa das Kürzel „a“ nichts über seinen Aussagewert: dass die Orthographie des Russismus auf der Grundlage der russischen Aussprache beruht. Nacheinander werden die in den lexikographischen Quellen erfassten Russismen im Serbischen, im Kroatischen, im Slowenischen, im Makedonischen, im Bulgarischen, im Slowakischen, im Tschechischen und im Polnischen aufgelistet, Sprache für Sprache in alphabetischer Reihenfolge. Die Lemmata weisen eine – wie einige Stichproben ergeben – einwandfreie und eingehende, mit den erwähnten Kürzeln umschriebene kontaktologische Klassifikation auf, die lexikographischen Quellen werden genannt, die Bedeutungen angeführt und fallweise auch mit der nicht immer ganz übereinstimmenden russischen Ausgangsbedeutung konfrontiert.

Mit seiner Monographie und vor allem mit seinem großartigen Wörterbuch hat Jovan Ajduković Grundlagenarbeit geleistet, deren bleibender, hoch einzuschätzender Wert für die Slawistik schwerlich in Frage gestellt werden kann.

Michael Moser  
 Institut für Slawistik der Universität Wien  
 Universitätscampus AAKH, Hof 3  
 Spitalgasse 2, 1090 Wien, Österreich  
 michael.moser@univie.ac.at

Slavistische Linguistik 2004/2005. Referate des XXX. Konstanzer Slavistischen Arbeitstreffens, Klagenfurt, 13.–17. September 2004 und Referate des XXXI. Konstanzer Slavistischen Arbeitstreffens, Freudenstadt, 19.–23. September 2005, hrsg. v. Tilman Berger – Jochen Raecke – Tilmann Reuther (= Slavistische Beiträge, Bd. 453), München (Verlag Otto Sagner) 2006, 465 S.

Das vorliegende Buch enthält 16 Aufsätze, die auf Referate des 30. und 31. Konstanzer Slavistischen Arbeitstreffens in Klagenfurt und Freudenstadt zurückgehen. Während einige Beiträge nicht in den Sammelband aufgenommen wurden, weil sie wohl an anderem Orte gedruckt werden oder werden sollen, treten drei Autoren (Wolfgang Girke, Sebastian Kempgen und Jochen Raecke) mit jeweils zwei Beiträgen auf. Wie die Vorgängerbände gewährt auch dieser einen Einblick in einige Segmente der slavistischen Sprachwissenschaft im deutschsprachigen Raum. Je deutlicher andere, sicherlich nicht minder wichtige Teilbereiche in den letzten Jahren bedauerlicherweise in den Hintergrund gedrängt wurden, desto repräsentativer werden die Bände der *Slavistischen Linguistik*.

Die Beiträge sind nach den Familiennamen der Autorinnen und Autoren alphabetisch geordnet. Einige weisen ein Resümee in einer anderen Sprache auf, einer ein englischsprachiges Abstract zum einzigen englischsprachigen Beitrag des Bandes, andere wiederum keines.

Eröffnet wird der Band vom Beitrag „Cyber-Suržyk – Sprachmischung in ukrainischer computervermittelter Kommunikation“ (S. 9–39) von Bernhard Brehmer, der zeigt, wie in Diskussionsforen im Internet und in Chats mitunter zwischen dem Ukrainischen und dem Russischen gewechselt wird und welche Rolle die ukrainisch-russische Mischsprache „Suržyk“ in diesen Medien spielt. Das Material wird weitgehend überzeugend analysiert. In den (sicherlich aus dem Internet kopierten) Beispielen kommen jedoch vor allem in den ukrainischen Textteilen zahlreiche Fehler vor, angesichts derer man nicht ganz sicher ist, ob sie – was eigentlich wahr-scheinlich wäre – wirklich in der Quelle selbst enthalten sind. Dann hätten sie mit einem „sic!“ versehen werden sollen (vgl. gleich im ersten Zitat „смакує“ statt recte *смакує* sowie „п’ятницю“ statt *п’ятницю* (S. 19)). Einige Fehler, die vielleicht sehr wohl der Quelle selbst entstammen („знайдите“ statt *знайдете*) bleiben ebenso unkommentiert, obgleich sie wohl verdeutlichen, dass der bald danach stattfindende Sprachwechsel zum Russischen vor allem aufgrund der mangelhaften Ukrainischkenntnisse des Chatters erfolgte (S. 20). Schwerlich in den Bereich des „Suržyk“ gehört im Übrigen die ganz regelrechte ukrainische Flexionsform *мім* (Lok. Sg. N.), eher nicht in den Bereich der Flexionsmorphologie, sondern in jenen der Orthographie gehört die Form *я плакаль* (sic!) statt ukrainischem *я плакав*, wobei die Form im Kontext hätte angeführt werden sollen, da man sich sonst die Schreibung des *ь* nicht erklären kann. Im Wesentlichen bestätigen die neuen Materialien solide den bisherigen Forschungsstand.

Walter Breu und Lenka Scholze untersuchen in ihrer Studie „Sprachkontakt und Syntax. Zur Position des Verbs im modernen Obersorbischen“ (S. 41–88) detailliert und überzeugend die Stellung des Verbs in der modernen obersorbischen Umgangssprache. Es ergibt sich, dass die obersorbische Umgangssprache „weitgehend dieselben Wortstellungseigenschaften“ wie die Standardsprache aufweist, allerdings mit Ausnahme der Besetzung der Position „K2-Stelle“, also der Klitika- oder „Wackernagelposition“. Mehr hätte man gerne darüber erfahren, was die Autoren innerhalb ihres Modells unter dem hier recht unvermittelt eingeführten Begriff „Tiefenstruktur“ verstehen.

Wolfgang Girke setzt fort mit seinem Beitrag „Plötzlich und unerwartet. Syntax und Semantik des *вдруг*-Feldes“ (S. 89–116), in welchem er die Unterschiede zwischen *вдруг*, *внезапно* und *неожиданно* ausleuchten möchte, die er als Vertreter des „*вдруг*-Feldes“ betrachtet. Manche werden sich gleich eingangs wundern, dass das bedeutungsverwandte Adverb *сразу* völlig aus diesem Feld ausgeklammert wird (vgl. auch Girkes Beispiel 7 von S. 91: *ввести эту схему вот так сразу, вдруг, конечно невозможно*), während man erst am Ende des Beitrags erfährt, der Autor habe „in dieser Arbeit auch noch auf andere Phänomene nur kurz oder überhaupt nicht“ eingehen können, so z. B. nicht auf Konkurrenten wie *удивительно*, *тут* und *сразу*. Die m. E. nicht unwesentliche Tatsache, dass die (mittelbare) derivatorische Abhängigkeit des Adverbs *неожиданно* vom Simplex *ждать* noch völlig transparent ist, während die beiden anderen untersuchten Vertreter des „*вдруг*-Feldes“ aus synchroner

Sicht als unabgeleitet zu betrachten sind, wird erstaunlicherweise nicht thematisiert. Nicht richtig erscheint mir die Aussage, dass *неожиданно* keine Negation zulässt (S. 92) – ein Satz wie *Все это случилось совсем не неожиданно* ist doch durchaus wohlgeformt. Inwiefern die Beobachtungen des Autors zu einigen Beispielen wirklich allgemeine Schlussfolgerungen zulassen oder gar den Gebrauch „erklären“, bleibt fraglich. Verf. problematisiert zu Recht, dass von *воруж* im Unterschied zu *внезапно* und *неожиданно* weder ein Adjektiv noch ein Substantiv gebildet wird. Er hält zwar A. D. Šmelev vor, dass „diese Problematik“ bei ihm „keine Rolle“ spielt (S. 90), doch auch selbst geht er nicht weiter auf diesen Sachverhalt ein, auch nicht auf die in diesem Zusammenhang nicht unwichtige Frage, wie die angeblichen Bedeutungsspezifika von *воруж* gegenüber den anderen Vertretern des Feldes im adjektivierten oder substantivierten Bereich zum Ausdruck gebracht werden.

Im zweiten Beitrag Wolfgang Girkes geht es um „Provokative Äußerungen und Kausalität“ (S. 117–142), „hinter dem etwas geheimnisvollen Titel verbirgt sich die Beschreibung der Verwendungsbedingungen der kausalen Konjunktion *ибо*“ (S. 117). Wiederholt ist hier vom „Provokativen“ die Rede, das dann erst auf S. 126 als „kein unproblematischer Begriff“ definiert wird: Es liege vor, wenn „Fragen wie ‚wie kann man das behaupten?, wie kann es dazu kommen?, wie kann man das verstehen, inwiefern ist diese Bewertung gerechtfertigt?‘ impliziert oder nahelegt“ werden (S. 126). Vor allem werden in diesem Beitrag einzelne Verwendungsweisen von *ибо* kommentiert, während die Gültigkeit der allgemeinen Erklärungsversuche fraglich bleibt.

Überzeugend und innovativ ist der folgende Beitrag von Gerd Hentschel „Zur Klassifikation sekundärer Prädikate am Beispiel von *als*-Phrasen des Deutschen und *jako*-Phrasen des Polnischen“ (S. 143–175). Verf. unterscheidet depiktive von sogenannten zirkumstantialen sekundären Prädikaten, wobei die zirkumstantialen weiter in temporale, konditionale und kausale unterteilt werden – während konzessive mit gutem Grund als abgeleitet interpretiert werden (S. 161–162). Diese sekundären Prädikate werden dann weiter im Hinblick auf die Möglichkeiten der Zeitreferenz und der Modalität differenziert, außerdem werden ihre gemeinsamen Eigenschaften eingehend analysiert.

Edgar Hoffmann untersucht anschließend „Eventonyme im Russischen und Tschechischen. Ihre Proprialisierung in der politischen Tagesberichterstattung“ (S. 177–197). Verf. stellt eingangs die Behauptung in Frage, dass es „systembedingt keine Übergangsformen zwischen Appellativen und Namen“ geben soll (S. 177), womit er sicherlich auf breite Zustimmung stößt. Dass kein „Vergleich zwischen den Namen politischer Ereignisse der beiden im Titel genannten Sprachen“ (S. 177) angestrebt wird, ist bedauerlich. Insgesamt bleibt offen, was in diesem Beitrag spezifisch slavisch und dann weiter spezifisch russisch oder tschechisch ist. Obwohl die Thesen durchaus vorsichtig reflektiert werden, scheint auch die Zuordnung des Namensstatus zur Bezeichnung bestimmter politischer Ereignisse nicht immer in gleichem Maße überzeugend zu sein. Deswegen muss man mit dem Verf. nicht unbedingt übereinstimmen, wenn er meint, die „Erforschung der an der Peripherie der Onymie befindlichen Namen politischer Ereignisse“ sei „bisher zu Unrecht auch an der Peripherie der Onomastik angesiedelt“ (S. 193).

Sebastian Kempgen wendet sich anschließend „Namensverwendungen im Text (am Beispiel von Alexandra Marinina ‚Auf fremdem Terrain‘ / ‚Igra na čužom pole‘“ (S. 199–221) zu. Hier liest man nicht ohne Verwunderung, dass Texte „naturgemäß Möglichkeiten zu ganz anderen Fragestellungen und Hypothesen als eine systemische Untersuchung“ böten (S. 200). Auf S. 199 wird allerdings über die „systemische Untersuchung“ mitgeteilt, sie ziele „darauf ab, die Elemente mehr oder weniger erschöpfend aufzuzählen (je nachdem, ob es sich um offene oder geschlossene Klassen handelt, die Gegenstand der Benennung sind), Verwendungsregeln für die einzelnen Elemente zu benennen, Aussagen zur Kombinatorik der Elemente bzw. ihrer Klassen zu machen usw.“ (S. 199). Und so stellt sich denn die Frage, in welcher Weise dieses Verständnis einer „systemischen Untersuchung“ zur „Untersuchung von Texten“ im Widerspruch steht. Anschließend wird Aleksandra Marininas Roman vorgestellt und eine Internetdiskussion über das Werk referiert, die auf zwei Seiten wiedergegeben wird (S. 202–203), obwohl dort nur ganz vereinzelt auf das Thema des Beitrags Bezug genommen wird. Später werden eingescannte Seiten aus der russischen Originalausgabe des Romans in den Text eingefügt, dabei werden die Referenzen auf die handelnden Personen des Romans besprochen. Dann wird eine „Transkription“ des Textes vorgenommen, die im Wesentlichen auf einer Reihung der auf die Personen referierenden Elemente aus dem Text und einer sym-



bolischen Darstellung der Sätze (wie hier Sätze definiert werden, bleibt offen) ohne Bezugnahme auf Personen beruht. Warum die weithin übliche Indizierung von koreferentiellen Elementen nicht erfolgt, bleibt offen. Aufgrund dieser einen Erzählung formuliert Verf. nun einige Arbeitshypothesen, für die er zunächst allgemeine Gültigkeit postuliert – wengleich er einräumt, dass eine breitere empirische Basis vonnöten wäre.

In seinem zweiten Beitrag setzt Sebastian Kempgen seinen Bericht über „Unicode 4.1 and Slavic Philology. Problems and Perspectives (II)“ (S. 223–248) fort – der erste Teil erscheint demnächst in einem Sofioter Konferenzband. In diesem Artikel sammelt er einige slavische Schriftzeichen, die in den herkömmlichen Fonts fehlen. Gerade im Bereich der Entwicklung von Schriften hat Verf. viel Arbeit geleistet. Warum er aber darauf herumreitet, dass Nikolaos Trunte den Buchstaben *r* in der Smotryc’kyj-Grammatik als Allograph von *z* bezeichnet, verwundert. Noch erstaunlicher ist die Schlussfolgerung, *r* sei „a phoneme and not an allophone“ (S. 241). Wahrscheinlich ist *r* bei Smotryc’kyj in der Tat ein *G r a p h e m*, das ein eigenes Phonem allerdings nur schriftlich repräsentiert.

Marion Krauses Aufsatz „Erinnerndes Erzählen – erzählendes Erinnern: Dialogizität und Perspektivierung in autobiographischen Erzählungen“ (S. 249–272) setzt sich vorwiegend mit dem Wesen des Erzählens auseinander. Die Analyse besteht hauptsächlich im Versuch, einige Fragmente aus den Materialtexten für die Illustration von Begriffen aus der modernen Narrativik zu nützen. Die meisten Sprachwissenschaftlerinnen und Sprachwissenschaftler werden von der hier erfolgten Wiedergabe des Materials „dialektologischer Feldstudien“ enttäuscht sein. Nur vereinzelt liest man beispielsweise ein *ня* statt *не*, während der Versuch der Notation dialektaler Spezifika sonst kaum zu bemerken ist.

Mit Narrativik setzt sich auch Volkmar Lehmann in seinem Beitrag „Zum Erwerb der mikrostrukturellen narrativen Kompetenz“ (S. 273–282) auseinander. Verf. unterscheidet eingangs narrative, omnitemporale und sprechzeitorientierte Redetypen und illustriert diese anhand eines kurzen Beispieltexsts. Als entscheidend für den narrativen Redetyp betrachtet Verf., dass „der Zeitpunkt ausgeblendet“ werde, „zu dem gesprochen“ werde. Es ist jedoch zu bezweifeln, ob narrative und sprechzeitorientierte Redetypen immer klar voneinander abgegrenzt werden können. Wenn etwa die siebenjährige Anja sagt, „Мне папа вчера купил такие блестящие наклейки“ (S. 274) und Verf. dies als eine „sprechzeitorientierte Äußerung“ klassifiziert, so wäre die Frage, ob man sie nicht auch als eine „narrative“ interpretieren könnte, wohl nicht ganz unberechtigt. Oder genügt *вчера*, um „Sprechzeitorientierung“ statt „Narrativität“ zu postulieren? Dann aber überrascht es, dass andere Elemente als die Verben in diesem Beitrag kaum thematisiert werden, weil sie anscheinend allein als entscheidend für die Klassifikation betrachtet werden – was bezweifelt werden darf. Später führt Verf. verschiedene „sprachliche Parameter“ ein (S. 277–278), die zur Klärung des stufenweisen Erwerbs der „mikrostrukturellen narrativen Kompetenz“ beitragen sollen. Unter diesen Parametern werden „formal-funktionale Kategorie[n]“ verstanden, „deren Verfahren *alternativ* in Sätzen erscheinen“ (S. 277, Hervorhebung im Orig.). Als Beispiele werden – scheinbar gleichrangig – der Parameter Redeerwähnung (direkte oder indirekte Rede oder erlebte Rede) und der Parameter Tempus genannt. Gerne würde man mehr darüber erfahren, welche sprachlichen Parameter im Ansatz des Verf. ins Spiel kommen und auf welcher Grundlage sie eingeführt werden. Es wird die „These“ aufgestellt, „dass die Verfahren eines Parameters nacheinander in einer bestimmten Reihenfolge erworben werden“ (S. 277) – was plausibel, aber an sich nicht neu ist.

Herta Maurer-Lausegger berichtet anschließend über „Aspekte der audiovisuellen Dialektologie im Gesamtzusammenhang dialektologischer und kulturwissenschaftlicher Forschung“ (S. 283–299). Die Weise, in der hier die eigene Arbeit vor allem eingangs vorgestellt wird, würde man sich vielleicht eher in einem Projektantrag als in einem Artikel erwarten. Vieles hier Behandelte kennt man schon aus vorhergehenden Arbeiten der Verf., doch hält man sich über das wichtige Projekt gerne auf dem Laufenden.

Einen sehr genauen Beitrag zum Thema „Inkrementelles Patiens und Verbalaspekt im Russischen: Zum Aspektgebrauch in Prädikationen mit Komplementen, die durch Numerale oder Maßangaben begrenzt sind“ (S. 301–333) bringt Hans Robert Mehlig bei. Es geht hier um das Verhältnis von distributiven Verben und ihren Objekten, wobei unter „sekundären Inkrementen“ jene verstanden werden, die „durch zeitliche Distributivität“ abgeleitet sind. Verf. möchte zeigen, dass keine „wechselseitige Abhängigkeit zwischen einerseits begrenztem Inkrement und telischer Interpretation und andererseits unbegrenztem Inkrement und atelischer

Interpretation“ (S. 302) vorliege. Wohl treffe es zu, „dass Prädikationen mit einem im Umfang nicht begrenzten sekundären Inkrement nur eine atelische Interpretation erlauben und deshalb im Russischen nur durch aktionsartige Modifizierung perfektiviert werden können“ (S. 302). Wenn aber das sekundäre Inkrement im Umfang begrenzt sei, so könnten die Prädikationen „sowohl telisch als auch atelisch interpretiert werden“, und sowohl eine Perfektivierung durch das paarige perfektive Verb als auch ein delimitatives Aktionsartverb seien dann zulässig (S. 302–303). Eine wichtige Voraussetzung dafür sei, dass die vom Verb bezeichnete Tätigkeit aus gleichartigen Einzelereignissen bestehen müsse.

Jochen Raeckes erster Beitrag „Totgesagte leben länger – oder: Wer will wissen, wann Sprachen sterben?“ (S. 335–368) ist eine manchmal recht eigenartig polemische und ausschweifende Reaktion auf David Crystals bekanntes Buch „Language Death“ (Cambridge/UK 2000). Verf. geht mit Recht davon aus, dass die Prognose eines Sprachtodes eigentlich dem Ziel dient, das Gegenteil des vorhergesagten Zustandes zu erreichen. Dann bemerkt er: „Nur frage ich und müsste man sich doch fragen: wenn dasjenige, das ich beschreibe, sich als falsch erweisen soll, wo liegt dann sein wissenschaftlicher Charakter? Wie soll die Richtigkeit der Prognose jemals nachgewiesen werden, wenn sie niemals eintritt?“ (S. 342–343). Dieser Polemik, die auch Exkurse über Lottoziehungen und Sterndeuterei einschließt, liegt ein diskussionswürdiger wissenschaftstheoretischer Ansatz zugrunde: Ist etwa die Medizin keine Wissenschaft, nur weil sie Therapien entwickelt, um die auf der Grundlage von Diagnosen erstellten Prognosen für Ereignisse, die ohne Therapie wahrscheinlich wären, außer Kraft zu setzen? Verf. nimmt anschließend Crystals Buch zum Anlass, um die wichtigsten Argumente aus weithin bekannten Texten der slowenischen, kroatischen und serbischen Erneuerungsbewegung erneut ins Treffen zu führen. Dass eine „Wiedergeburt“ etwas mit der Diagnose eines Sprachtodes oder zumindest drohenden Sprachtodes zu tun haben muss, liegt eigentlich auf der Hand. Die Begründung des Verf. dafür, dass er von sechs zentralen Punkten aus Crystals Buch nur einen ausführlich bespricht, überzeugt nicht wirklich.

Jochen Raeckes zweiter Artikel heißt „Erst ‘Bild zum Wort’, dann ‘Wort zum Bild’, dann ‘Werbung ohne Worte’. – Funktionswandel der Sprache (auch) in der slavischen Anzeigenwerbung“ (S. 369–396). Diesmal dient eine vor Kurzem erschienene Tübinger germanistische Dissertation als primäres Objekt der Polemik des Verf., der vor allem dazu aufruft, gerade im Bereich der Werbungen der Bildlichkeit oder besser noch der so genannten „Tonality“ – also der Stimmigkeit aller inhaltlicher Elemente – mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Wenn aber schon – wörtlich – die bisherigen „linguistischen Kunstfehler“ (S. 374) bemäht werden, so überrascht es doch, dass nicht minder wichtige akustische Elemente nicht einmal erwähnt werden, obwohl Verf. sehr wohl auch Werbungen in den elektronischen Medien in seine Überlegungen miteinbezieht. Die vorgestellten Analysen von einigen meist textarmen Werbeanzeigen sind zwar im Wesentlichen stimmig, belegen aber nicht unbedingt, dass man sich in der Sprachwissenschaft nicht auch weiterhin auf sprachliche Aspekte konzentrieren sollte.

„Kontrastive Textpragmatik am Beispiel russischer und deutscher Zubereitungsanleitungen“ (S. 397–421) ist das Thema von Renate Rathmayrs Beitrag, in dem es vor allem um die textsortenbezogene Einordnung der Beipacktexte für Fertigerichte oder fertige Teilgerichte geht, in dem dann aber auch Unterschiede zwischen russischen und deutschsprachigen Texten aufgezeigt werden, welche vor allem darin bestehen, dass die russischen Zubereitungsanleitungen meist kürzer sind und dabei mehr Weltwissen voraussetzen als die deutschsprachigen. Bemerkenswert ist dies auch deswegen, weil für die Gebrauchsanleitungen für Haushaltsgeräte in einer früheren Arbeit der Verf. genau das Gegenteil nachgewiesen werden konnte.

Der letzte bemerkenswerte Beitrag über „Tiere in der Sowjetpropaganda: verbale und graphische Stereotypen“ (S. 423–465) von Daniel Weiss geht anhand von interessanten Materialien der Frage nach, welche Rolle verschiedenen Tieren in der sowjetischen Propaganda zukam.

Der Band ist formal ansprechend gestaltet, Druckfehler finden sich nicht allzu häufig. Manche Beiträge wird man mit Gewinn lesen.

Michael Moser  
 Institut für Slawistik der Universität Wien  
 Universitätscampus AAKH, Hof 3  
 Spitalgasse 2, 1090 Wien, Österreich  
 michael.moser@univie.ac.at

Языки и диалекты малых этнических групп на Балканах. Материалы международной научной конференции (Санкт-Петербург, 11–12 июня 2004 г.), отв. редакторы А. Н. Соболев – А. Ю. Русаков, Санкт-Петербург – Мюнхен (Biblion Verlag) 2005, 274 S.

Thema des Bandes sind die „kleinen“ Balkansprachen. Er gliedert sich in vier Teile: I. Allgemeines, II. Slawische Sprachen und Dialekte, III. Griechisch, Aromunisch, IV. Kleine Balkanphilologien. Wie schon aus dieser Unterteilung ersehen werden kann, heißt „klein“: klein oder kleiner als Einzelsprache (d. h. Dialekt). Die Untergliederung ist nicht streng aufzufassen, so ist Türkisch sicher keine „kleine“ Sprache.

Wir können hier nicht alle Beiträge im einzelnen besprechen, sondern wollen uns auf die Teile I und II beschränken. In dem Aufsatz *Особенности функционирования балканских диалектов в иноязычном окружении* (8–19) weist P. Asenova darauf hin, dass die periphere Lage isolierter balkanischer Dialekte einerseits archaische Merkmale und andererseits Innovationen erkläre. Sie zeigt dies an Phänomenen wie der Deklination, dem bestimmten Artikel und der Verdopplung des bestimmten Objekts. So hat etwa der Dialekt der Gora (Goranci) zwischen Debar und Prizren, der immer als bulgarisch bezeichnet wird (Makedonisch kommt im Aufsatz nicht vor) ein archaischeres Deklinationssystem belebter Substantive mit drei Kasus, das ähnlich auch bei den Pomaken zu finden ist; andererseits besitzen die griechischsprachigen Karakačanen in Bulgarien einen stärkeren Analytismus, der vermutlich der bulgarischen Sprache zuzuschreiben ist. Den wiederum haben die griechischen Kolonien am Schwarzen Meer nicht, was vermutlich an ihrer kulturellen Tradition liegt. In den Randdialekten finden wir zweifachen und dreifachen bestimmten Artikel, zum Teil auch Überreste der Deklination, ferner Reste des Infinitivs, in thrakischen Dialekten kommt die Verdopplung des Objekts ohne bestimmten Artikel vor usw. Die peripheren Dialekte werden durch zahlreiche Interferenzerscheinungen bestimmt. Die Erforschung isolierter balkanischer Dialekte ist eine wertvolle Quelle für die Erkenntnis chronologischer und arealer Schichten von Balkanismen.

K. Steinke befasst sich in seinem Beitrag *Globalisierung und Minderheitensprachen* (20–28) mit der Frage der Bedrohung kleiner Sprachen durch die Globalisierung. Andererseits ist die Regionalisierung eine Gegenkraft, die zur Emanzipation nationenübergreifender Regionen und damit auch der Minderheiten geführt hat. Die Gefährdung der Minderheitensprachen durch die Globalisierung ist nicht ohne weiteres evident.

Von besonderer Aktualität ist der Aufsatz von R. Alexander *Does Serbo-Croatian dialectology still exist?* (29–40). Höhepunkt der serbokroatischen Dialektologie waren die synthetischen Arbeiten von P. Ivić, deren theoretische Grundlagen der Strukturalismus und der Titoismus waren. Sein Ansatz war aber eher die Ausnahme, die Autorin weist etwa auf Belić' Beschreibung des Dialekts von Galičnik als serbisch, auf die Polemiken zum kajkavischen Dialekt u. a. hin. Heute kommt es zur Reorganisation der nationalen Dialektologien, selbst Ivić ist 1998 für eine nationale Dialektologie eingetreten, dies mit soziolinguistischer Begründung, nämlich wegen der nationalen Zugehörigkeit und der Korrelation mit einer bestimmten Standardsprache. Ähnlich verhalten sich die kroatischen und bosniakischen Dialektologen. Die Dialektbeschreibungen werden auch in Zukunft fortgesetzt werden, aber es gebe zwei zusätzliche Ziele: a) die Kartografierung größerer Areale ohne Rücksicht auf nationale Grenzen, und b) die Ausdehnung des Interesses auf regionale und urbane Dialekte. „There is ample room for dialectologists to undertake projects that not only utilize their skills to the fullest extent but also transcend the limitations of political ideology“ (39).

S. Miloradović *Степень исследованности народных говоров сербского меньшинства в балканских странах* (41–51) bringt einen Forschungsbericht über die Erforschung serbischer Dialekte in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Rumänien, Albanien, Kroatien und Makedonien. Hier kommt die neue serbische Auffassung der Dialektologie zum Vorschein: Früher hätte man die serbischen jekavischen Dialekte in Kroatien im Rahmen des Ostherzegowinadialekts beschrieben, heute ist die ethnische Zugehörigkeit der Bevölkerung entscheidend. In Makedonien hat man früher auf die Beschreibung serbischer Dialekte aus politischen Gründen verzichtet (bekannt sind aber die Gallipoli-Serben und die Oase südlich des Dojransees). Die serbischen Dialekte Albaniens sind wenig erforscht, in Bulgarien stellen Ser-

ben eine „versteckte Minderheit“ dar. Die Autorin hätte, um das Bild abzurunden, auch die serbischen Dialekte Ungarns, die gut beschrieben sind, einbeziehen können. Wertvoll ist die Bibliographie.

R. Mladenović *Говори трех мусульманских этнокультурных групп* (52–82) behandelt die Dialekte dreier muslimischer Sprachinseln im Südwesten des Kosovo und anschließenden Makedonien, die sich von den umgebenden orthodoxen serbischen (und makedonischen?) Dialekten unterscheiden. In diesem Raum ist es seit dem Mittelalter zu tiefgreifenden ethnischen und konfessionellen Veränderungen gekommen. Hier geht es um den Dialekt der Gora (denselben wie bei Asenova), Sretečka župa und die Prekokamci. Die Goranci gelten in Serbien als eigene ethnische Gruppe; das Gebiet wurde 1925 zwischen dem Königreich SHS und Albanien geteilt, später kam ein Teil der Goranci zu Makedonien. Sie sprechen westmakedonische Dialekte mit serbischen Merkmalen; so wird auf die Existenz von Kasusformen aufmerksam gemacht, sie besitzen den dreifachen Artikel wie das Makedonische, sie bewahren /x/. Die Mundarten der Sretečka župa haben eine serbische Basis, während in den wortbildenden Morphemen makedonische Merkmale zu finden sind. Die Prekokamci (drei Dörfer) nordöstlich von Prizren sprechen serbisch, wurden im 18. Jahrhundert islamisiert. Bei früheren Volkszählungen bekannten sie sich als Albaner, 1999 als Bosniaken; sie sind eine „versteckte“ Minderheit. Die islamischen Slaven unseres Gebiets haben ihre Sprache bewahrt, weil sie ein kompaktes Territorium besiedelten und in größerer Anzahl auftraten, während kleinere Gruppen nach der Islamisierung albanisiert wurden. Ihre Dialektmerkmale, die sie von den orthodoxen Slaven unterscheiden, seien durch ihre konfessionelle Abgrenzung entstanden. Ihr Hirtenleben hat die sprachlichen Kontakte zu anderen Ethnien (Albanern, Türken, Aromunen) verstärkt.

M. N. Radan *Караиевские говоры – особый язык или говор какого-то южнославянского языка?* (83–97) beschreibt die Situation der Karaševo-Slaven, sieben Dörfer im rumänischen Banat. Da sie Katholiken sind, werden sie auch von der kroatischen Dialektologie beansprucht. Ihre ethnische Herkunft ist allerdings nicht bekannt. Der Autor gibt einen Überblick über die Forschungslage, beschreibt ihre wichtigsten sprachlichen Merkmale einschließlich der Beeinflussung durch die Kontaktsituation mit dem Rumänischen und kommt zu dem Schluss, dass sie Nachkommen der autochthonen slavischen Bevölkerung, die sich im 6. / 7. Jahrhundert angesiedelt hat, seien. Sie hätten sich mit späteren serbischen Zuwanderern des 14. / 15. Jahrhunderts vermischt und seien jedenfalls serbischer Herkunft.

O. M. Mladenova *Об электронном издании корпуса болгарских диалектных текстов из Румынии* (98–108) befasst sich mit einem Projekt der elektronischen Aufzeichnung bulgarischer Dialekte in Rumänien, die in den 60-er und 70-er Jahren von M. Mladenov transkribiert wurden. Die Texte sollen im Internet veröffentlicht werden.

Ch. Voss beschreibt in *Linguistic hybridity of Balkan borderland minorities: Greek Macedonia as a prototype case study* (109–118) die historischen Tatsachen zu den Slaven in Nordgriechenland. Einerseits kommt es zur Hybridisierung der slavischen Dialekte, andererseits aber auch zu Fällen ethnischer Wiedergeburt bzw. sprachlichem Purismus. Die Erforschung der slavischen Dialekte in Nordgriechenland ist ein Projekt, das von der DFG auf zwei Jahre finanziert wird.

Xhelal Ylli *Die slavischsprechende Bevölkerung in Südostalbanien und ihre Mundarten* (119–125) stellt die makedonischen Dörfer in der Region Prespa und das Dorf Vërnik, die den Status einer nationalen Minderheit genießen, vor. Makedonisch wird ab der zweiten Klasse, und im Gymnasium in Liqenas als Fach unterrichtet.

C. Leschber *Albanismen im Bulgarischen und Makedonischen aus der Sicht der Kontaktsemantik* (126–138) hat in den Handwerker-Geheimsprachen Albanismen festgestellt, und zwar 400 Grundwörter mit über 1000 Lexemen. Im Aufsatz wird auf die Wörter und ihre Etymologie nicht eingegangen, sondern nur ihre statistische Verteilung (einzelne Geheimsprachen, geografische Verteilung) beschrieben.

A. A. Plotnikova *Культурный диалект родопских помаков* (139–146): Unter „Kulturdiialekt“ versteht die Autorin die lokale Tradition der geistigen Volkskultur. Viele Züge sind der Volkskultur der Ostsüdslaven gemeinsam, z. B. die personifizierten Krankheiten, *survakáne, mártenički* u. a. Avren ist ziemlich typisch, hier kommt es zur Verflechtung von diachron verschiedenen Komponenten in der geistigen Volkskultur und der entsprechenden Lexik. Das Dorf gehört zum südlichen balkanslavischen Gürtel, der außer den Rhodopen Sakar,

Strandža, Pirin, Zentral- und Südmakedonien umfasst. Besonders zu berücksichtigen sind Eigenarten, die mit der islamischen Religion verbunden sind.

Die weiteren Aufsätze befassen sich mit dem Griechischen (Ch. Leluda-Voss *Der Dialekt von Kastelli (Achaia): Ähnlichkeiten und Unterschiede zum Standardgriechischen*, 147–154), dem Aromunischen (Th. Kahl *Offene Fragen in der Erforschung des Aromunischen und seiner Dialekte*, 155–166, M. Nevaci *The Evolution of the Compound Forms of the Indicative in Aromanian*, 167–172, N. Saramandu *Quelques considérations sur les rapports linguistiques entre l'Aroumain et les langues Slaves*, 173–175, D. Mladenova *Болгарские ареальные соответствия славянским заимствованиям в арумунском диалекте*, 176–188, A. N. Sobolev *Заметки об арумунском диалектном синтаксисе*, 189–198, M. Bara / Th. Kahl *Pflanzen in der Kultur der Aromunen im Pindos-Gebirge: Phytonyme, Nutzung und Mythen*, 199–208).

In Teil IV *Малые балканские филологии* werden verschiedene Themen untergebracht, und zwar: A. I. Falileev *Кельты на территории юго-восточных Балкан: свидетельство топонимики*, 209–218, V. A. Friedman *Turkish in the Balkans: Roles and Reversals*, 219–235, A. Hetzer *Outlines of the Current State of Sephardic*, 236–250, A. A. Rusakov *Малы́й диалектологический атлас балканских языков: взгляд на цыганский*, 251–256, B. Simić *Linguistic Research of Small Exogamic Communities: the Case of Banyash Roumanians in Serbia*, 257–266, L. D. Tsitsipis *Linguistic Ideological Contestation in the Balkans: The Case of Arvanitika*, 267–274).

Die Themen des Bandes umfassen ein breites wissenschaftliches Feld, von dialektologischen und soziolinguistischen Beschreibungen angefangen bis zur Beschreibung von Projekten und Sprachbund-Phänomenen. Gewisse Begriffe und Termini lassen sich offenbar nicht auf einen Nenner bringen, etwa die Benennungen Bulgarisch und Makedonisch oder die Frage, ob Aromunisch als eigene Sprache oder als Dialekt des Rumänischen gilt. Besonders delikat ist heute die Frage der „serbokroatischen“ Dialektologie.

Gerhard Neweklowsky  
Emil Mendegasse 15  
9073 Klagenfurt, Österreich  
gerhard.neweklowsky@univie.ac.at

Juraj Dolník, *Súčasná spisovná slovenčina a jej problémy* (= *Edícia Studia Academica Slovaca*), Bratislava (Stimul) 2007, 162 S.

Im Jahr 2006 erschien in der Festschrift für Oldřich Uličný ein Artikel von mir mit dem bewusst provokanten Titel *Prečo nemôžeme neherešiť proti slovenčine ... Zu Norm und Kodifikation des gegenwärtigen Slowakischen in der Außensicht* (Newerkla 2006: 43–55). Darin brachte ich einige Überlegungen zu Norm und Kodifikation des Slowakischen zu Papier, wie sie sich in der Außensicht einer Fremdsprachenslowakistik darstellen. Bei meiner Literatursuche für diesen Beitrag stieß ich unter anderem auch auf einen Artikel aus der Innensicht, der sich nicht nur über weite Strecken mit meinen Beobachtungen deckte, sondern tieferschürfend die Gesamtproblematik analysierte, in der die Kodifikation und vielmehr noch die Kodifikatorinnen und Kodifikatoren des Slowakischen verhaftet sind: *Slovenský jazykový kodifikátor* von Juraj Dolník (2004: 38–49).

Schon anno 1911 hatte Vilém Mathesius, einer der klügsten Köpfe unter den Linguisten der Prager Schule, in seiner Vorlesung *O potenciálnosti jevů jazykových* festgehalten, dass eine Sprache zu keinem Zeitpunkt gänzlich unveränderlich sei. Vielmehr würde jede Sprache innerhalb einer gewissen Schwankungsbreite oszillieren. Mathesius bezeichnete dieses Faktum mit dem treffenden Terminus *pružná stabilita* 'elastische Stabilität' (Mathesius 1911: 1–24, 1982: 9–28). Diese inhärente Dynamik jedes Sprachsystems bewirkt ursächlich seine stete Veränderung. Analog dazu kann eine verantwortungsbewusste Kodifikation, die von der brei-

ten Bevölkerung akzeptiert werden soll, gar nicht anders als diese Veränderungen und zugleich auch diese *pružná stabilita* des Sprachsystems zu reflektieren, ansonsten läuft sie Gefahr, auf lange Sicht ungläubhaft und von den Sprechern einer Sprachgemeinschaft ausgebelt zu werden. In diesem Zusammenhang stellte Dolník (2004: 49) für das gegenwärtige Slowakische die folgenden grundlegenden Fragen: *Je tradičná odpoveď na otázku rozporu medzi kodifikovanou normou a úzom primeraná? („Rozpor vyplýva z jazykového deficitu používateľa.“) Je kodifikovaná norma do takej miery pružná a stabilná, aká zodpovedá súčasným podmienkam spisovného jazyka? Ako je diferencované slovenské jazykové spoločenstvo z hľadiska prežívaného (nie len deklarovaného) postoja k spisovnému jazyku a k jeho kodifikovanej norme? Ako vplyva reálne jazykový kodifikátor (najmä prostredníctvom jazykovej kritiky) na používateľa? Aká je miera prirodzenej autonómnosti používateľov spisovnej slovenčiny? (Čiže: Aké je ich presvedčenie vo vzťahu k ovládaniu spisovného jazyka? Ako sa vedia sami orientovať v jazyku? Na akej úrovni je ich jazykové sebedomie? [...])* Im Hinblick auf diese schloss ich meinen oberhalb erwähnten Aufsatz damals mit den Worten, dass auf befriedigende Antworten nicht nur Fremdsprachenslowakisten in aller Welt, sondern vor allem auch Millionen Menschen mit slowakischer Muttersprache immer noch warten würden. Zum Zeitpunkt seiner Drucklegung konnte ich nämlich nicht ahnen, dass eine umfassende Antwort auf diese Fragen bereits in Vorbereitung war: *Súčasná spisovná slovenčina a jej problémy* von Juraj Dolník.

Das nun vorliegende Buch ist ohne Übertreibung als in höchstem Maße geglückt zu bezeichnen und zählt zweifellos mit zu den wichtigsten slowakistischen Publikationen der letzten Jahre. Juraj Dolník, Professor am Lehrstuhl für slowakische Sprache der Philosophischen Fakultät der Komenský-Universität in Bratislava und Doktor der Wissenschaften, Slowakist und Germanist sowie einer der bedeutendsten slowakischen Linguisten der Gegenwart, gelang damit ein Meisterwerk der Aufklärung (im Sinne von Volksbildung), unbedingt lesenswert sowohl für Fachkollegen als auch interessierte Laien.

Nach einer kurzen und wichtigen Einleitung (5–7), die nicht nur die Motivation für die Entstehung dieser Monographie erklärt, sondern auch die grundlegenden Fragen und Thesen vorstellt, folgen zehn unterschiedlich umfangreiche Kapitel, die zwar im Duktus der Argumentationslinie aufeinander aufbauen, ohne größere Probleme aber auch für sich allein gelesen werden können. Der erste Abschnitt *Hodnotiaci prístup k jazyku* (9–24) kann auch als Einführung für alle jene verstanden werden, die sich erst einmal näher mit Begriffen und Erscheinungen wie dem Purismus, der funktionalistischen Betrachtungsweise von Sprache, dem Terminus Schriftsprache sowie der Sprachkritik und ihres theoretischen Hintergrunds anhand des Slowakischen vertraut machen müssen. Im nachfolgenden Kapitel *Jazykový úzus a spisovná norma* (25–32) steht dann die Unterscheidung zwischen Sprachusus und schriftsprachlicher Norm im Mittelpunkt, wobei Dolník auch auf die Besonderheit des Terminus Standardsprache im Slowakischen hinweist, der hier nicht wie in vielen anderen Sprachen (insbesondere in der angloamerikanischen linguistischen Terminologie) synonym zur Schriftsprache im Allgemeinen gebraucht wird, sondern lediglich die Schriftsprache im weiteren Sinn bezeichnet und damit von der Schriftsprache im engeren Sinn zu unterscheiden ist, die in den offiziellen Äußerungen öffentlicher Kommunikation zum Tragen kommt (27–28).

Das dritte Kapitel *Ústrojenosť a funkčnosť jazykových prostriedkov* (33–44) ist der Wohlgeformtheit und Funktionalität von Sprachmitteln gewidmet, insbesondere den Problemen, die diese Termini mit sich bringen können. Daran anschließend analysiert Dolník im Abschnitt *Preberanie výrazov a kultivovanie spisovného jazyka* (45–59) aufgeregt das Problem von Entlehnungen in das Slowakische und geht dabei insbesondere auf die heutige Rolle von Anglizismen ein. Der fünfte Teil mit dem Titel *Hodnotový aspekt jazyka* (61–71) ist aufgrund seiner theoretisch-philosophischen Überlegungen möglicherweise für den Laien etwas schwieriger zu fassen, doch leitet er kongenial auf die folgenden Kapitel zu den Themen *Diferenciácia teórie spisovnej slovenčiny* (73–81), *Spisovná slovenčina a jej nositeľia* (83–102) und *Slovenčina vo vzťahu k češtine (a k maďarčine)* (103–141) hin, die in ihrer argumentativen Linienführung sowie messerscharfen, zugleich aber ausgewogenen Analyse sicher zu den Kernteilen und Höhepunkten dieses Buchs gehören. Hier spielt Dolník gekonnt seine reiche Erfahrung als umfassend gebildeter Philologe aus und erweist sich in seiner beeindruckenden Zusammenschau einmal mehr als Grandseigneur der slowakischen Linguistik. In Kapitel neun mit dem Titel *Rozvíjanie teórie spisovného jazyka* (143–149) und im Schlusskapitel *Záver* (151–

158) zeigt der Autor, dass er nach wie vor als Vordenker mit Weitblick zu inspirieren vermag. Ein auf das Wesentliche beschränktes Literaturverzeichnis (159–161) rundet das Werk ab.

Es ist schon erstaunlich, dass vieles, was in der wissenschaftlichen Diskussion unter Linguisten eigentlich längst selbstverständlich sein sollte, in diesem Buch noch einmal argumentiert werden muss: Das Slowakische ist eine Standardsprache, die völlig normal funktioniert. Seine sprachliche Souveränität ist und wird durch nichts bedroht. „Súčasná slovenčina ako jazyk s celonárodnou platnosťou je štandardný jazyk, ktorý normálne funguje aj so zreteľom na preberanie z angličtiny. [...] Je to prejav normálnosti jazyka a jazykového spoločenstva a niet dôvodu, aby Slováci siahali po takom termíne, akým je *jazyková suverenita*, ktorým sa verbálne (z vecného hľadiska umelo) podporuje postavenie vlastného jazyka vo vzťahu k angličtine aj iným jazykom. Tento termín implikuje predstavu ohrozenia stability a identity slovenčiny“ (59). Die slowakische Hochsprache und ihre Sprecher sind so wie sie sein sollen, um nichts besser, aber auch um nichts schlechter als andere. „Aká je spisovná slovenčina a akí sú jej nositelia? Taká, aká má byť, takí, akí majú byť. Taká, aké sú aj iné spisovné jazyky, takí, akí sú aj nositelia iných spisovných jazykov. Nie je horšia, ale ani lepšia, nie sú horší, ale ani lepší. Inak to ani nemôže byť“ (83).

Mit seinem Buch hat Dolník Mut bewiesen, jenen Mut, den schon der ehemalige Professor für Sprachwissenschaft an der Universität von Toronto Ronald Wardhaugh von den Linguisten eingefordert hat, die sich ihrer Verantwortung für die Gesellschaft bewusst sind: „Linguists cannot continue to ignore the fact that the study of language has been so utterly trivialized in the popular mind and be satisfied with having constructed their own safe retreat, a discipline in which they talk only to each other. Language is too important to be left to non-linguists to have their way with. It is too important to be left to the prescriptivists who seek to use language to put others in their place. Linguists must involve themselves in debates about the need to adopt a scientific attitude to language issues that can and should be investigated scientifically [...]. We live in a world in which language has been allowed to divide us, one in which death and destruction can be visited on others simply because they speak another language. Yet we worry about using *like* as a conjunction! [Hier ließe sich für das Slowakische z. B. genauso gut „*kvôli* als kausale Präposition“ ergänzen. Vgl. Kačala (2000: 132–136).] There are issues here that all of us must address.“ (Wardhaugh 1999: 182).

Selten noch ist derart klar und zugleich für jedermann verständlich so viel Richtiges über das gegenwärtige Slowakisch und seine Probleme gesagt worden, wie in diesem Buch, und zwar völlig ohne das verfehlt Pathos bzw. jene chauvinistischen Anwendungen, die gerade in den slowakistischen Diskussionen zu diesem Thema bisweilen immer noch mitschwingen. Wie wohl tut hier der objektive Blick des linguistisch erudierten Wissenschaftlers Dolník! Gefestigt in seiner nationalen Identität und in seiner Beziehung zur Muttersprache, zeigt er jenes wohl begründete Vertrauen in das Slowakische und die slowakische Sprachgemeinschaft, das seinen puristischen Verteidigern und Präskriptivisten mit ihrem vermeintlich stärker ausgeprägten Sprachgefühl und ihren irrationalen Bedrohungsszenarien offenbar fehlt. Mit dem vorliegenden Band entlarvt Dolník ein für alle Mal deren Bedeutung für das Slowakische als im Grunde vernachlässigenswert und überträgt die Verantwortung für das Slowakische wieder seinen eigentlichen Nutzern, und zwar im Glauben und Vertrauen an deren Mündigkeit: „To značí, že niet dôvodu na zasahovanie do jazykovej praxe pod záštitou «odborného stanoviska»“ (102).

Die in der Edícia *Studia Academica Slovaca* erschienene Monographie ist ordentlich gearbeitet. Sie ist von solcher Wichtigkeit, dass weitere Auflagen des Buches zu erwarten sind. Daher führen wir im Folgenden die wenigen Druck- und Formalfehler an, die uns bei der Lektüre des Buches auffielen: „žuj-“, . (22) mit falschem Anführungszeichen nach *žuj-* und überflüssigem Spatium vor dem Punkt; „vnímanie nefukčnosti“ (57) statt richtig *vnímanie nefunkčnosti*; „je tiež diferencované.“ (87) mit überflüssigem Punkt; „Z vety je [...]“ (97) mit überflüssigem Spatium zwischen erstem Anführungszeichen und Z – so auch auf S. 153 zwischen erstem Anführungszeichen und dem Wort *Dejiny*; „(hoci napr. [...])“ (111) mit überflüssigem Spatium nach der öffnenden Klammer; „(meradlo, mierka, miera), ťažtko“ (116) mit fehlendem Spatium nach dem Komma vor *ťažtko*; „L.Novák“ (122) mit fehlendem Spatium zwischen Vor- und Nachname; „esztendöbéli“ (126) statt richtig *esztendöbéli*; „gyulésének“ (126) statt richtig *gyűlésének*; „tzikelle“ (126) statt wie im Original *tzikellye* [sic!]; 3x falsch „á“ (126) statt wie im Original *a*; „elnyeresére“ (126) statt wie im Original *elnyerere*

*sére* [sic!]; „föképen“ (126) statt richtig *fökepe[p]en*; „szukséges“ (126) statt richtig *szükséges*; „elött“ (126) statt richtig *előtt*; „idő“ (126) statt richtig *idő*; „félől“ (126) statt richtig *félől*; „fog hangzani“ mit überzähligem Spatium zwischen *fog* und *hangzani*; „příponou - ik“ (133) mit überzähligem Spatium nach *příponou* sowie vor und nach *ik*; „nefunkčnosti“ (154) statt richtig *nefunkčnosti*; „slovenské ho jazyka“ (157) statt richtig *slovenského jazyka* und „Semiotik. Entwurf“ (159) mit fälschlicherweise fett gedrucktem Punkt nach Semiotik. Uneinheitlich ist auch die Setzung des Spatiums nach „s.“. Meist überwiegt im Buch die Schreibung mit Spatium zwischen „s.“ und der nachfolgenden Zahl, anfänglich steht jedoch „s.7-8“ (11) ohne Spatium, so auch je zweimal auf S. 12 und S. 26, je einmal auf S. 14, 25, 28 und dann wieder auf S. 108, mehrfach auf S. 122 sowie je einmal auf S. 123, 126, 146 und 152.

Den hohen informativen und dauerhaften wissenschaftlichen Wert des Buches können diese vernachlässigbaren Mängel natürlich in keiner Weise schmälern. Sihin wird es in Zukunft nicht nur angehenden Slowakistinnen und Slowakisten, sondern auch allen am Slowakischen interessierten Laien noch viele wertvolle Dienste leisten. Absolute Pflichtlektüre!

### L i t e r a t u r

- Dolník 2004: J. Dolník, Slovenský jazykový kodifikátor, *Studia Academica Slovaca* 33, 38–49
- Kačala 2000: J. Kačala, Příčinný vzťah pri predložkách *pre* a *kvôli*, *Kultúra slova* 34, 132–136
- Mathesius 1911: V. Mathesius, O potenciálnosti jevů jazykových, *Věstník Královské české společnosti nauk*, 1911, 1–24
- Mathesius 1982: V. Mathesius, *Jazyk, kultura a slovesnost*, Praha
- Newerkla 2007: S. M. Newerkla, *Prečo nemôžeme nehrešiť proti slovenčine ...* Zu Norm und Kodifikation des gegenwärtigen Slowakischen in der Außensicht, in: E. Lehečková – J. Táborský (eds.), *Struktura, variety, funkce. Sborník k 70. narodeninám prof. Oldřicha Uličného*, Acta Universitatis Carolinae, Slavica Pragensia, Praha, 43–55
- Wardhaugh 1999: R. Wardhaugh, *Proper English. Myths and Misunderstandings about Language*, Oxford – Malden, Mass.

Stefan Michael Newerkla  
 Institut für Slawistik der Universität Wien  
 Universitätscampus AAKH, Hof 3  
 Spitalgasse 2, 1090 Wien, Österreich  
 stefan.newerkla@univie.ac.at

Slavomír Ondrejovič, *Sedem a pol. Zápisky z tzv. vedeckej turistiky*, Bratislava (VEDA, vydavateľstvo Slovenskej akadémie vied) 2006, 132 S.

Slavomír Ondrejovič, der Direktor des nach Ludovít Štúr benannten Sprachwissenschaftlichen Instituts der Slowakischen Akademie der Wissenschaften (*Jazykovedný ústav Ľudovíta Štúra Slovenskej akadémie vied*), hat sich in der Fachwelt längst durch seine Forschungen und Publikationen, aber auch die Herausgabe wichtiger Referenz- und Reihenwerke (wie z. B. *Sociolinguistica Slovaca*) einen Namen gemacht. Viele kennen jedoch auch Ondrejovičs Hang zu mitunter unkonventionellen Ideen und originellen Herangehensweisen an Problemstellungen, der seit Jahren nicht nur Hand in Hand mit einem stark entwickelten Erkenntnisinteresse geht, sondern auch mit einer fast schon unbändigen Reise- und ausgeprägten Abenteuerlust des vielseitigen Wissenschaftlers.



Mit der seit dem Vorjahr vorliegenden Sammlung von Erlebnisberichten über seine wissenschaftlichen Reisen des Jahres 1994 (und einen Konferenzbesuch aus dem Jahr 2005) im angesehenen Verlag VEDA der Slowakischen Akademie der Wissenschaften überraschte Ondrejovič nun erneut die wissenschaftliche Öffentlichkeit. Dass solche Reportagen aus dem vom Autor „wissenschaftliche Touristik“ genannten Bereich durchaus ihre Berechtigung haben, dabei keineswegs unzeitgemäß sind und – abgesehen von ihrer unterhaltsamen Note – vielfach neues Wissen vermitteln, das sowohl für Wissenschaftler als auch interessierte Laien von Bedeutung ist, beweist der besprochene Band eindrucksvoll. Darüber hinaus stellt er einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zur Alltagsgeschichte jener Personen dar, die im weiteren Sinne wissenschaftlich tätig sind. Er eröffnet uns unter anderem die Möglichkeit, das Handeln dieser Personen aus ihrer eigenen Logik zu begreifen und die Frage zu stellen, in welchem Verhältnis die Einzelnen und kleinen Kollektive zu den „Strukturen“ stehen, von denen sie geprägt werden und die sie ihrerseits prägen.

Nach einer Einleitung vom April 2006 mit der Überschrift „Moje cesty za vedou“ (6–8), in welcher der Autor sowohl seine Motivation für die Entstehung, als auch die Konzeption des Buches beschreibt und den Grund für dessen ungewöhnlichen Titel nennt (den wir aber hier nicht verraten wollen), folgen neun lesenswerte Berichte über Forschungs- und Konferenzreisen des Verfassers an wechselnde Schauplätze und Destinationen: Bochum und Berlin-Tegel („Ako som prekladal Humboldta“, 9–21), Niederaltaich und Niederalteich („Za Henrikom Bartekom na návštevu u Benediktínov“, 23–43), Pula („Pulské impresie“, 45–56), Malaga und Baeza („Andalúzska odysea“, 57–71), Firenze/Florenz („Florentská Biela hora“, 73–79), Potsdam („Potsdamské peripetie“, 81–89), Nădlac/Nadlak und București/Bukarest („Ruže pre jazykovedca“, 91–97), Kraków/Krakau und Київ/Kiew („Pokus o zakrivenie priestoru“, 99–112), Paris und Sèvres Cedex („Jazyková budúcnosť Európy“, 113–127).

Allen Reportagen ist gemein, dass es sich um humorvolle und mit viel Liebe zu den Absurditäten des Alltags erzählte Reiseberichte von wissenschaftlichen Unternehmungen handelt, in denen der eigentliche Zweck der Reise bisweilen hinter die aus subjektiver Sicht geschilderten, oft abenteuerlichen Erlebnisse des Autors ins Hintertreffen zu geraten droht. Dennoch gibt der Verfasser dem Leser von jeder Reise zumindest eine Erkenntnis, ja meist mehrere nicht unwesentliche Belehrungen mit auf den Weg. Wie nebenher erfährt man da Details aus dem Leben von Wilhelm von Humboldt, vom Sterben von Henrik Bartek und dem Verbleib seines Nachlasses, von Stjepan Ivšić und Bohuslav Šulek usw., aber etwa auch, wo und wie man auf dem Flughafen von Malaga am besten übernachtet. Mit einem Lächeln auf den Lippen liest man von den Eigenheiten der Organisatoren von Konferenzen und von durchwegs bekannten Fachkolleginnen und -kollegen, die dankenswerter Weise alle mit vollem Namen angeführt werden. Das macht die Lektüre natürlich noch spannender und amüsanter, nicht zuletzt auch deswegen, da sich Ondrejovič dabei nie ein Blatt vor den Mund nimmt, sondern die Dinge stets beim Namen nennt. So wie der Verfasser seine eigenen Gemütszustände gnadenlos und ungeschmückt beschreibt, selbst in fast ausweglosen Situationen („V danej situácii som urobil jedinú logickú vec, ktorá sa z môjho pohľadu urobíť dala. Za zvýšné kúny som si kúpil niekoľko pív [...]“, 51), so unbarmherzig oder aber auch wohlwollend schreibt er über uns, seine Kolleginnen und Kollegen, die in dem Buch alle eines gemein haben, egal ob sie schon tot sind oder noch leben: Sie werden als Menschen aus Fleisch und Blut geschildert, mit ihren Schwächen und Stärken, denn Rollen und Masken halten den erfahrenen Augen des Globetrotters mit Menschenkenntnis nicht stand. Sind einmal aus Wissenschaftlern Menschen geworden, fühlt Ondrejovič dann umso mehr mit diesen mit. Allen, die nun die Neugierde gepackt hat oder die sich selbst im Buch verewigt zu sein meinen (bzw. fürchten), sei die kurzweilige Lektüre dieser Reisenotizen mit Nachdruck ans Herz gelegt.

Es mag kleinlich wirken, angesichts der Thematik und des Inhalts des Buchs die wenigen vorkommenden Ungenauigkeiten bzw. Tippfehler gesondert zu erwähnen. Wir tun es aber trotzdem im Hinblick auf eine mögliche zweite Auflage. So stehen falsch „Bibliotekar“ (30) statt richtig *Bibliothekar*, „niederaltaichského“ (33) statt richtig *niederaltaichského*, „nebo Jagič“ (49) statt richtig *nebo Jagić*, „Stanislav Karolak“ (76) statt richtig *Stanisław Karolak*, „pred lovekým zámočkom“ (88) statt richtig *pred loveckým zámočkom*, „Sansouci“ (88) und „Sansoucci“ (88) statt richtig *Sanssouci*, „aké milé!“ (88) statt richtig *aké milé!*, „podsamská“ (89) statt richtig *potsdamská*, „RUŽE PRE JAZYKOVEDCA“ (93, 95, 97, jeweils in der Kopfzeile) statt richtig *RUŽE PRE JAZYKOVEDCA*, „ukraji-nčine“ (106) statt richtig *ukrajín-čine*, „net-

lieska sa“ (106 am Satzende) statt richtig *nietlieska sa.*, „FEINLINu“ (119, als Abkürzung für *Fédération européenne des institutions linguistiques nationales*) statt richtig *FEILNu* oder aber *EFNILu* (als Abkürzung für *European Federation of National Institutions for Language*).

Trotz dieser korrigierenden Randbemerkungen wird das gelungene Büchlein zweifellos seinen Weg nicht nur in die slavistischen Fachbibliotheken, sondern auch in so manche Privatbibliothek finden. Zum Gesamtkunstwerk machen es die ansprechenden Illustrationen von Martin Kellenberger und das graphische Layout von Eva Kovačevićová-Fudala. Den Reigen der Reportagen beschließt ein Nachwort von Ján Sabol mit dem Titel „Jazyk(ovedec) na cestách“ (129–131), in dem dieser treffend resümiert: „Vedenie a videnie je tu v symbióze, lebo jazyk, ten teoretik, ale aj šibal a nezbedník, je všade. A my s ním“ (131).

Stefan Michael Newerkla  
 Institut für Slawistik der Universität Wien  
 Universitätscampus AAKH, Hof 3  
 Spitalgasse 2, 1090 Wien, Österreich  
 stefan.newerkla@univie.ac.at

Landslide of the Norm. Language Culture in Post-Soviet Russia. Edited by Ingunn Lunde & Tine Roesen (= Slavica Bergensia 6), Bergen (Department of Foreign Languages, University of Bergen) 2006, 302 S.

Dieser Sammelband veröffentlicht, wie die anonymen Autoren der Einführung bekannt geben, Beiträge einer Konferenz, die im August 2005 in Bergen stattgefunden hat, und ist „the first major outcome“ (S. 10) eines Forschungsprojekts mit dem Titel „Landslide of the Norm: Linguistic liberalization and literary development in Russia in the 1920s and 1990s“.

Das diese beiden Perioden verbindende Thema des Projekts könnte man mit „Reaktionen auf politische Umwälzungen in der Sprache und im metasprachlichen Diskurs“ umschreiben. Der Anspruch des Projekts ist es, literarische Texte als „arena for linguistic negotiation or for reflection on the contemporary linguistic situation“ (S. 9 f.) zu betrachten. Unter diesem Aspekt vereinigt der Sammelband sprach- und literaturwissenschaftliche Beiträge zu recht unterschiedlichen Fragen, drei auf Russisch, die restlichen neun auf Englisch mit Übersetzung der russischen Zitate in den Fußnoten.

Die ersten zwei Aufsätze bieten Analysen der aktuellen linguistischen Situation, wobei als wichtigste sprachpolitische Maßnahmen mehrmals der von El'cin gegründete und von Putin wiederbelebte Sprachrat sowie das Maßnahmenprogramm (целевая программа) Putins erwähnt werden. Die folgenden Aufsätze gehen mit unterschiedlich starkem Bezug zu Sprachwandel und Sprachdebatte auf die Literatur zeitgenössischer Autorinnen und Autoren ein, wobei zuerst Prosaautoren und dann Lyriker zur Sprache kommen. Die letzten drei Aufsätze schlagen die Brücke von der Zeit nach der Perestrojka zur Zeit nach der Oktoberrevolution. In allen dreien sind die Auswirkungen des die sowjetische Ideologie bestimmenden monologischen Prinzips ein wichtiger Aspekt.

Die Einführung gibt nach einer Erläuterung der im Titel verwendeten Begriffe sowie des Projekthintergrunds eine kurze Zusammenfassung der einzelnen Aufsätze. Im Anhang finden sich Kurzmonographien der Verfasser und ein Personenregister.

Michael M. Gorham versucht in der offiziellen Sprachdebatte der letzten zwei Jahrzehnte ein Schema festzumachen, das er als typisch für Zeiten politischer und sozialer Umbrüche erkennt: Nach einer Phase, in der innovatorische und demokratische Tendenzen den öffentlichen Diskurs beherrschen, gewinnt die puristische Gegenbewegung an Kraft, bevor die beiden Lager schließlich zu einer Synthese finden. Die traditionelle Bezeichnung dieser beiden Lager als Innovatoren und Archaisten lehnt Gorham ab, da er bei beiden sowohl innovatorische als auch konservatorische Tendenzen sieht. Er betont, dass beide – „Liberale“ wie „Puristen“ – nach neuen Lösungen suchen, um das Vakuum, das die verpönte und zu Geschichte erklärte

Sprache des alten Systems hinterlassen hat, zu füllen. Während die einen für neue Einflüsse – v. a. aus anderen Sprachen bzw. anderen Schichten (Dialekt, Jargon u. ä.) der eigenen Sprache – offen sind, sehen die anderen die Lösung im Mythos von einer reinen, ursprünglichen Form der Sprache. Anhand einiger Auswüchse der sprachpuristischen Anschauungen zeigt Gorham, wie eng diese mit einer nationalistischen Ideologie verknüpft sind, die vor allem in Krisenzeiten Stabilität zu versprechen scheint. Als Zeichen für die Synthese der beiden Lager sieht Gorham v. a. einige Maßnahmen der Putin-Regierung auf institutioneller Ebene, die den Puristen Zugang zu den Medien – in der ersten Phase fast ausschließlich Sprachrohr der „Liberalen“ – öffnen und sie somit zwingen, von ihren extremen Standpunkten ab- und Kompromisse einzugehen.

Lara Ryazanova-Clarke beschäftigt sich in ihrem Aufsatz zu „Linguistic Culture in Putin’s Russia“ genauer mit dem metalinguistischen Diskurs der Putin-Ära und kommt dabei zu dem Schluss, dass dieser heute eindeutig von Vertretern des puristischen Lagers dominiert wird. Sowohl der populäre als auch der staatliche Diskurs sind beherrscht von Metaphern, die die russische Sprache als ein schwaches Gebilde zeichnen, das es zu schützen gilt: Die Bedrohung kommt sowohl von außen – in der Gestalt von Fremdwörtern und dem lateinischen Alphabet – wie auch von innen – v. a. in Form von informeller Lexik, Slang und Dialekt. Dieser Bedrohung wird das Ideal einer reinen Urform der russischen Sprache entgegengehalten, die mit so mythologisierten historischen Figuren wie Puškin und Kyrill und Method legitimiert wird, obwohl das Normverständnis ihrer Proponenten zumeist in der Sowjetunion wurzelt.

Die zentralistischen Bestrebungen der Regierung Putin, seine Vertikale der Macht werden auch in der stark intervenierenden Sprachenpolitik manifest. Der Staat fühlt sich für Reinheit und Qualität der russischen Sprache ebenso verantwortlich wie für seine unangefochtene Stellung auf dem gesamten Gebiet der russischen Föderation. Eine gefestigte, nicht verschmutzte russische Sprache wird nicht nur implizit als Symbol für einen starken Staat gesehen, die Sprache wird ganz offiziell in die Reihe der Staatssymbole aufgenommen – neben Fahne und Wappen. Die politischen, nationalistischen Implikationen der linguistischen Kultur unter Putin treten unverhüllt zutage.

Ingunn Lunde widmet sich in ihrem Aufsatz „Language Culture in Post-Soviet Literature“ der Frage, wie Autoren in ihren literarischen Werken auf Veränderungen in der Sprache und auf die Debatten um diese Veränderungen reagieren. Dies passiert häufig nicht so explizit und deutlich differenzierter als in den Mediendebatten. Als Beispiele für implizites Thematisieren von Sprachwandel bespricht Lunde die Romane *Кысь* von Tat’jana Tolstaja und *Голубое сало* von Vladimir Sorokin. Tolstajas Antitopie führe vor, wie eine degenerierte Sprache mit einer mangelnden sprachlichen Durchdringung des Erlebten einhergeht und schließlich die Kommunikation oberflächlich bis unmöglich macht, und könne daher auch als Kritik am derzeitigen Umgang mit russischer Sprache und Kultur gesehen werden. Auch Sorokin zeichnet in seinem Roman das Bild einer zukünftigen Sprache. Im Gegensatz zu Tolstaja funktioniert bei ihm die Kommunikation zwischen den Figuren, obwohl seine zukünftige Sprache mit den drei Schreckgespenstern der heutigen Sprachpolizisten – Fremdwörtern, Slangwörtern und Interjektionen – gespickt ist. Mit Vladimir Korobovs Text *Дальневосточные экспедиции*, Evgenij Popovs Roman *Подлинная история зеленых музыкантов* und Vjačeslav P’ecuchs Erzählung *Мужчины вышли покурить*, die sich mit dem Verhältnis von Sprache und Realität, der Unverzichtbarkeit des Mat und der Literarisierung von gesprochener Sprache beschäftigen und alle drei auch als Parodien auf bestimmte Stimmen in der aktuellen Sprachdebatte gelesen werden können, bespricht Lunde drei Texte, in denen sprachliche Fragen explizit reflektiert werden.

Tine Roesen prägt in ihrem Aufsatz „Discretion: The Unpretentious Text in Contemporary Russian Literature“ den Begriff vom „unpretentious text“, dessen Merkmale sie anhand dreier Kurzgeschichten (L. Petruševskaja: *Время. Ночь*, J. Bujda: *Казанский вокзал* und A. Gelasimov: *Жанна*) literaturtheoretisch gut untermauert herausarbeitet. Obwohl sich der unpräzise Text eher durch das Fehlen gestalterischer Elemente auszeichne, könne er doch als dezidiertes Statement zur sprachlichen und literarischen Landschaft Russlands gelesen werden: Einerseits erteilten die Autoren in diesen Texten der Forderung der vergangenen Epoche des Sozialistischen Realismus nach Handlung, Heldentaten und Idealen eine klare Absage, andererseits möchten sie sich auch nicht wie ihre konzeptualistischen Kollegen von den Absurditäten der Vergangenheit und der Gegenwart zu Tabubrüchen – etwa zu übermäßiger Ver-

wendung von nicht-normativer Lexik – hinreißen lassen. Sie plädieren implizit für mehr Zurückhaltung in der Literatur, für einen behutsamen Umgang mit der Sprache.

In „Лед тронулся: The Overlapping Periods in Vladimir Sorokin’s Work from the Materialization of Metaphors to Fantastic Substantialism“ stellt Dirk Uffelmann den Kritikeraussagen vom „neuen Sorokin“ sowie einem genrebasierten Periodisierungsversuch von Michail Ryklin seine eigene Periodisierung von Sorokins Werk entgegen. Er isoliert drei überlappende Tendenzen, die er mit „Materialization of metaphors“, „Positivism of emotions“ und „Fantastic substantialism“ überschreibt. In den ersten beiden würden – nicht zuletzt durch das Mittel des Tabubruchs – metalinguistische und metaliterarische Fragen wie jene nach der Destruktivität bzw. der Wirkung von Sprache und Literatur aufgeworfen. In der dritten wäre eine Tendenz weg von Gewalt, Sex und nicht normkonformer Sprache hin zum konventionellen Erzählen und ein zunehmender „metaphysical thirst“ (S. 113) zu beobachten, dessen Objekt häufig durch transformative Substanzen (himmelblauer Speck, Eis) verkörpert werde. Als Wende- und Kulminationspunkt sieht Uffelmann die Romane *Сердца четырех* (1992) und *Голубое сало* (1999), in denen sich alle drei Tendenzen festmachen lassen. Sorokins Spiel mit Norm und Normverstößen falle also zum größten Teil in eine Zeit, bevor die großen Umwälzungen in der russischen Sprache zum allgemeinen Thema wurden: Sorokins Werk ist, wie Uffelmann aufgrund seiner Periodisierung feststellen kann, Vorreiter, nicht Spiegel der „Landslide of the Norm“.

Brita Lotsberg Bryn versucht in „Jurii Buida: A Writer’s Search for Authenticity“ vor dem Hintergrund verschiedener Kritikermeinungen zu beweisen, dass Bujdas auf den ersten Blick sehr heterogenes Werk trotz der eindeutigen ironischen Untertöne kein bloßes postmodernes Spiel ist; dass die Vielzahl literarischer Mittel nicht nur eine willkürliche Anhäufung postmoderner Versatzstücke ist, sondern das Ziel verfolgt, sich von immer neuen Seiten der Hauptfrage Bujdas zu nähern: Was macht ein wahres, authentisches Leben aus? Anhand von vier Texten aus dem Erzählband *Скорее облако, чем птица*, die sie selbst zu einem „Moskauer Zyklus“ zusammenfasst, versucht Bryn typische, wiederkehrende Elemente zu isolieren. Sie findet diese im tiefen Verständnis des Autors für seine Figuren, die er in einem von Entbehrungen und Gewalt geprägten Milieu ansiedelt, sowie in einer immer ähnlichen Konstellation aus bestimmten Charakteren, die eine mythische Grundstruktur erkennen lässt. Bujda kann seine Frage nicht endgültig beantworten, er kann sich ihr nur annähern, indem er ihr neue Aspekte und Nuancen hinzufügt. Das allein macht ihn zu einem ernsthaft Suchenden, der Ironie v. a. deshalb gebraucht, um in einer Art therapeutischen Schreibens mit einem „deep metaphysical longing“ (S. 138) fertig zu werden. Der Bezug zum Thema des Sammelbandes, zu Sprachwandel und Sprachdebatte, erschöpft sich in der Erwähnung, dass Bujda als Erzähler, der seinen „Ernidrigten und Beleidigten“ möglichst nahe kommen will, aktuelle Vulgarismen und Slangwörter verwendet.

Martin Paulsen kehrt in „Criticizing Pelevin’s Language: The Language Question in the Reception of Viktor Pelevin’s Novel *Generation, P*“ zur aktuellen Sprachdebatte zurück und zeigt, wie sich diese in den Reaktionen der Literaturkritiker auf Pelevins Roman – insbesondere auf die darin verwendete Sprache – widerspiegelt. Paulsen sieht grundsätzlich zwei Möglichkeiten, wie Kritiker an die Sprache literarischer Werke herangehen können: eine funktionalistische und eine normative Betrachtungsweise. Die Vertreter der ersten beurteilten Sprache danach, ob mit ihren Mitteln das kommunikative Ziel eines literarischen Textes erreicht sei; die Vertreter der zweiten – das Umreißen der verschiedenen Standpunkte in der allgemeinen Sprachdebatte ergiebigeren – Betrachtungsweise gingen von einer stets gleichen, von den jeweiligen Absichten eines Werks unabhängigen Vorstellung von Literatursprache aus. Sie spalteten sich in ein konservatives Lager, das dem statischen Ideal einer reinen, hehren Literatursprache anhängt, und ein liberales Lager, das in der Literatur den aktuellen, realen Zustand einer Sprache abgebildet sehen will. Naturgemäß ist Pelevins Sprache den Vertretern der konservativen Linie (A. Nemzer, P. Basinskij) schon allein wegen ihrer Fülle an Slang- und Fremdwörtern ein Stachel im Fleisch, während die „Liberalen“ (V. Novikov, A. Minkevič) die Sprache in *Generation, II* „because of its proximity to the language of contemporary Russians“ (S. 155) loben.

Ausgehend von der These, dass die Poesie oft mehr Aufschluss über Veränderungen in der Sprache geben kann als theoretische Erläuterungen, da die Dichter die Möglichkeiten neuer Begriffe am besten ausloten, führt Ljudmila Zubova in „Новые слова в поэтическом вос-

приятни“ anhand zahlreicher Ausschnitte aus Gedichten von Dmitrij Prigov, Timur Kibirov, Junna Moric, Viktor Krivulin, Vladimir Višnevskij und anderen zeitgenössischen Poeten vor, wie die Poesie mit neuen sprachlichen Phänomenen umgeht. Die Einteilung der Beispiele erfolgt dabei nach recht unterschiedlichen Kriterien: funktionalen (Sprachkritik, Sprachspiel), chronologischen (Sprachkritik vor der Perestrojka, Kritik an neuer Sprache), Anwendungsgebiet (Sprache der Werbung) oder semantisches Feld (Militärsprache).

In teils sehr ausführlichen, teils recht kurzen, manche Fragen offen lassenden, insgesamt aber äußerst aufschlussreichen Interpretationen führt Zubova vor, wie das Aufgreifen neuer Begriffe, aber auch neuer, der Poesie bisher ferner Lebensbereiche – etwa wirtschaftliche, politische oder technische Entwicklungen – Dichtern die Möglichkeit eröffnet, Sprachkritik zu üben, neue Reime und neue Metaphernfelder zu finden oder einem Gedicht eine zusätzliche Dimension zu verleihen. Eine Zusammenfassung dieser neuen Möglichkeiten, die Zubova über die einzelnen Interpretationen verstreut erwähnt, am Ende des Aufsatzes wäre vielen Lesern wohl mehr entgegengekommen als eine reine Wiederholung der Ausgangsthese.

Annika B. Myhr sucht in „Trends in the Russian Language Debate: The Response of Contemporary Poetry“ in zwei Gedichten, die sie in ganzem Umfang zitiert und interpretiert – *Заплатка консервативно настроенного лунатика* von Elena Švarc und *Иссякли волнения, осталась лишь трезвая воля* von David Raskin – nach ethischen Stellungnahmen der Autoren zu Fragen der aktuellen Sprachdebatte. Sie versucht die Positionen der beiden – unterstützt von einem Fragebogen, in dem sie die Dichter zum Thema befragt – in einem Spektrum zwischen „nominalistischen“ und „realistischen“ Ansichten zu verorten – eine Unterscheidung, die sie von Boris Gasparov übernimmt. Während die Nominalisten Sprache als Waffe für soziale und politische Veränderungen betrachteten, sähen die Realisten sie als „embodiment of its speakers' collective mentality and cultural tradition“ (S. 196).

Švarc' Gedicht potraitiert einen sowjetischen Patriotismus, der der Vergangenheit eines Imperiums nachweint, das selbst den Mond für sich vereinnahmt und nicht hergeben will, in den sich aber auch Elemente eines vorrevolutionären, zaristisch-russischen Patriotismus mischen. Myhr sieht darin zunächst einen realistischen Zugang. Da die Dichterin in dem Gedicht aber Widersprüche zutage treten lässt, die in der „collective mentality“ zu einem absurden Konzept russisch-sowjetischer historischer Errungenschaften verschmolzen sind, ist die realistische Sicht nicht der letzte Schluss ihrer Weisheit, sondern eine von ihr kritisch-ironisch betrachtete Einstellung. Sie spielt mit der Sprache als Verkörperung kollektiver Mentalität, setzt diese Funktion aber zu ihren eigenen parodistischen Zwecken ein. Myhr sieht darin eine Synthese von nominalistischer und realistischer Sicht.

Raskins Gedicht beschreibt vordergründig – mit eindeutig selbstkritischem Unterton – einen subjektiven Zustand des lyrischen Ich: das Festhalten an bestehenden Gewohnheiten aus Angst vor unbekanntem Bedrohungen, die im Unterbewusstsein schlummern. Myhr legt die hier thematisierte Gratwanderung zwischen Gewohnheit und Neuerung auf die Sprachdebatte um und kommt schließlich zu einem durchaus nachvollziehbaren Schluss: „[Raskin] seeks to avoid the extremes, stagnation and chaos that the computer and unregulated human ‚creativity‘ can represent“ (S. 211). Dazwischen aber scheint sie jene Aspekte, die zu ihrer Interpretation passen, über- und andere unterzubewerten. So bleiben die Gefahren im Unterbewussten („Нечистая муть оседает во сне, и лучше ее не трогай – / Навалются старые страхи“, S. 205) in der Interpretation weitgehend ausgespart, während der Computer bzw. seine automatische Rechtschreibprüfung, die m.E. nur eine Metapher ist, die den Zustand des lyrischen Ich verdeutlichen soll („Поискивает компьютер в режиме лексического контроля, / Любое новое слово принимая за опечатку“, S. 205), zum Hauptthema erhoben wird: „In this particular poem he [Raskin] focuses on the computer as a tool of language and as a powerful challenge in terms of linguistic and stylistic choice“ (S. 210).

Die Kernaussage ihres Aufsatzes mit dem Titel „У истоков новой нормативности: «любовь к родному слову», риторический арсенал школьного образования 1920-х, и языковая рефлексия 1990-х годов“, der sich mit den Auswirkungen sprachpolitischer Maßnahmen der 1920er und 1930er auf die Literatursprache bis heute sowie auf gewisse Positionen in der heutigen Sprachdebatte beschäftigt, fasst Elena Markasova am Ende in zwei Sätzen konzipiert zusammen: „Неосознанным ориентиром для многих филологов остается язык советской эпохи. Базу для тематической нормативности и языковой ограниченности этого языка сформировали в 1920 – 30-е годы школа (на основе метода целых слов) и газета (на

основе разных форм диалога с потенциальными писателями)“ (S. 233 f.). Ein allzu sachlicher, allzu eindeutiger, vor allem auf lautlicher Ebene unkreativer Stil, wie er heute noch von damals sozialisierten Schriftstellern – besonders solchen, die auch publizistisch tätig waren – gepflegt und propagiert wird, sei einerseits auf die damals im Leseunterricht eingesetzte Ganzwortmethode zurückzuführen, die eine oberflächliche, die Wörter nicht wirklich durchdringende Beschäftigung mit Sprache fördere. Andererseits würden darin die damals im Zuge der sogenannten Rabselkor-Bewegung von Sprachprofessionalisten aufgestellten Richtlinien für Amateurjournalisten nachwirken: Stilistische Empfehlungen wie „краткость, однозначность понимания авторской позиции, ясность и простота языка, связь с практикой [...]“ (S. 229) sollten gewährleisten, dass auch einfache Menschen ohne umfassende sprachliche Bildung über selbst verfasste Zeitungsbeiträge an politischen Entscheidungsprozessen teilhaben konnten. Im Zuge der Kodifizierungsprozesse, die die Ausweitung des Einflussgebietes der Literatursprache damals erforderlich gemacht hat, habe sich ein klar abgegrenzter Kreis von für культура речи und Stilistik verantwortlichen Spezialisten gebildet, der sich bis heute hauptverantwortlich fühlt und nach wie vor normative Ansichten durchzusetzen versucht.

Auch in Knut Andreas Grimstads Artikel „Performing ‚Bolshevism‘ or The Diverse Minority Idiom of Isaak Babel“ ist die Eindimensionalität des sowjetischen Sprachideals ein wichtiges Thema: Die Vielschichtigkeit von Iszaak Babels Prosa, die Grimstad hier – vor allem in Hinblick auf dessen Sprach- und Identitätsverständnis – behandelt, sollte dem Schriftsteller vor diesem Hintergrund zum Verhängnis werden.

Anhand zahlreicher Textbeispiele aus Babels *Reiterarmee* versucht Grimstad zu zeigen, wie der Ich-Erzähler anstatt eine eindeutig festlegbare Identität anzunehmen – durchaus beabsichtigt – ein fließendes Identitätskonzept vertritt, das sich zwischen zwei Polen bewegt: dem von bolschewistischen Kosaken verkörperten männlichen, eindeutigen, appolinarischen (sesshaft-bäuerlichen) Prinzip einerseits und dem von Polen und Juden verkörperten weiblichen, vielschichtigen, merkurischen (unsesshaft-intellektuellen) Prinzip andererseits. Babels Ich-Erzähler versucht den virilen, martialischen Kosaken nachzueifern, ist beeindruckt von deren unreflektierter Brutalität, kann aber andererseits sein Mitgefühl mit polnischen und jüdischen Opfern des brutalen Feldzuges der Bolschewiken nicht unterdrücken und fühlt sich zu Frauen, Künstlern, Geistlichen – also dem gegenüber dem bolschewistischen Ideal Anderen – hingezogen. Diese Vieldeutigkeit komme auch in Babels Sprache zum Tragen, die nicht nur Spuren von Babels mehrsprachiger Herkunft, sondern auch ihre Konstruiertheit durchscheinen lässt und auch damit dem sowjetischen Ideal einer glatten Sprache widerspricht, die die Handlung transportiert ohne auf sich aufmerksam zu machen.

„Язык-Сталин: «Марксизм и вопросы языкознания» как лингвистический поворот в вселенной СССР“ ist eine äußerst dichte und anspruchsvolle Analyse von Stalins 1950 erschienener Abrechnung mit dem Marrismus, der bis dahin offiziellen Theorie in der Sprachwissenschaft. Irina Sandomirskaja legt darin dar, dass Stalin, wenn er über Sprache spricht, gleichzeitig auch ein Bild von sich selbst – Stalin –, sowie seiner Vorstellung von der Sowjetunion zeichnet. Stalins Konzept von Sprache ist das eines geschlossenen Systems, in dem es keine Widersprüche, keine Lücken, keine Unwägbarkeiten gibt und das sich – abgelöst von der historischen Achse und von äußeren Einflüssen – selbst erneuert und verbessert. Widersprüche träten nur dann auf, wenn man unsorgfältig mit der Sprache umgeht oder mit den falschen Prämissen oder Fragen an dieses System herantritt. Genau das wirft Stalin, der damit nicht nur zur Sprache, sondern auch zur Metasprache den einzig richtigen Zugang vorschreibt, den Vertretern des Marrismus vor. Nikolaj Jakovlevič Marr, seine Anhänger und die bisher von ihnen dominierten sprachwissenschaftlichen Institutionen mussten dafür büßen, dass die Sprache, der Staat und vielleicht sogar Stalin selbst nicht Stalins Idealvorstellungen entsprachen.

Der zweite wichtige Anstoß für Stalins Schrift war laut Sandomirskaja die Tatsache, dass Marrs These von einer zukünftigen Verschmelzung aller Sprachen zu einer einzigen Weltsprache in Zeiten des Kalten Krieges nicht mehr opportun war. Sie musste, ebenso wie Karl Marx' These von der Auflösung der Nationalstaaten zumindest vorübergehend verworfen werden. Es galt vielmehr, die russische Sprache in ihrer derzeitigen Gestalt als symbolisches Bollwerk gegen den Feind zu festigen.

Am Ende vertritt Sandomirskaja die These dass die Folgen der durch Stalins Schrift ausgelösten „sprachwissenschaftlichen Wende“ bis heute – und nach der Wiederherstellung der zentralen Kontrolle unter Putin wieder stärker – nachwirken: Nicht nur auf sprachwissenschaftlich-institutioneller Ebene, sondern vor allem auch im symbolischen Bereich: „В поле языка, в его мифопоэтике, в его внутренних законах, в институциональных механизмах – везде здесь Сталин с нами, и присутствие его в сфере символического в настоящее время ощущается еще более настоятельно чем в какой-либо иной области, политической или идеологической“ (S. 291). Um der Verfasserin schon beim ersten Lesen folgen zu können, ist einiges an Vorwissen erforderlich. Neben grundlegendem Wissen zur marxistischen Theorie sollte man vor allem mit Bedeutung und Inhalt der heute bedeutungslosen Thesen von N. Ja. Marr vertraut sein.

Der Band ist sorgfältig gestaltet, besonders die Anordnung der einzelnen Aufsätze ist gut durchdacht, einige Druckfehler, vor allem in den Fußnoten und den russischen Zitaten, erscheinen demgegenüber verzeihlich. So gelingt es den Herausgeberinnen, auch jene wenigen Aufsätze, die kaum auf das gemeinsame Thema des Sammelbandes Bezug nehmen, in einen gelungenen Bogen aufzunehmen, der sich von den Gemeinsamkeiten der „sprachlichen Erdbeben“ in den 1920er und 1990er Jahren über die sprachlichen Umwälzungen nach der Perestrojka und das Echo darauf in der Literatur bis zu den Auswirkungen der sowjetischen Sprachpolitik auf den aktuellen Diskurs spannt. Dass die gegenwärtigen Debatten mehr, als in Russland heute oft wahrgenommen wird, von Denkmustern und Institutionen beeinflusst sind, die in der Sowjetunion wurzeln, macht der Blick von außen deutlich, der ebenso wie ein westlich geprägter, postmodern-liberaler Standpunkt alle Autorinnen und Autoren inklusive der russischsprachigen vereint.

Johanna Petters  
Auf der Leithe 4  
6633 Biberwier, Österreich  
Johanna.petters@gmx.at

Gertraud Marinelli-König, *Russische Kinderliteratur in der Sowjetunion 1920–1930* (= Slavistische Beiträge Bd. 457), München (Verlag Otto Sagner) 2007, 293 S.

Bei der vorliegenden Arbeit handelt es sich ursprünglich um die im Jahre 1976 (also vor mehr als dreißig Jahren) bei Günther Wytrzens approbierte Wiener Dissertation der Verfasserin, von der bislang lediglich ein einzelner Abschnitt in Form eines Aufsatzes (König 1978) in gedruckter Form erschien. Als ein Movens für die nunmehrige Veröffentlichung ihrer Studie führt Marinelli-König in ihrem Vorwort zur referierten Studie die Ausstellung „Schili-byli. Russische Kinderbücher 1920–1940“ an, die 2004/05 im Kunstblättersaal des Museums für Angewandte Kunst (MAK) in Wien gezeigt wurde. Aufgrund der ganz überwiegend faktographischen Ausrichtung der Arbeit hat Vf. auf die Einarbeitung der seit dem Jahr 1976 veröffentlichten Sekundärliteratur zu ihrem Thema verzichtet. Auch wenn man berücksichtigt, dass in diesem Zeitraum (in Auswahl) etliche wichtige Arbeiten, wie etwa E. O. Putilovas Darstellung der Kritik zur sowjetischen Kinderliteratur 1917 bis 1941 (Putilova 1982), Rolf-Dieter Kluges theoretisch ausgerichtete Überlegungen zur russischen Kinderliteratur (Kluge 1984), Alfred Sproedes Untersuchung zur Kinderliteratur der russischen Avantgarde (Sproede 1985), Wolfram Eggelings umfangreiche Studie zum Bild des jungen Protagonisten in sowjetischen Kinderzeitschriften der Jahre 1919 bis 1925 (Eggeling 1986) oder Thomas Grobs zentrale Monographie zu Funktionen von Kindlichkeit im Werk von Daniil Charms (Grob 1994 – vgl. dazu auch Simonek 1998) erschienen sind und dass die von Vf. in ihrer Darstellung berücksichtigte Kinderlyrik von Osip Mandel'stam in der gelungenen Übertragung von Ralph Dutli inzwischen auch in deutscher Sprache vorliegt (Mandel'stam 2000), handelt es sich bei dem Entschluss der Autorin, diese (und andere) Positionen nicht in ihre Darstellung einzuarbeiten,

m. E. um eine richtige Entscheidung. Die Berücksichtigung des aktuellen Forschungsstandes hätte zweifellos eine weitgehende Neufassung der Studie erforderlich gemacht, wovon der essentielle wissenschaftliche Beitrag des vorliegenden Bandes – nämlich eine bibliographisch ungemein breit unterfütterte, zusätzlich noch mit zahlreichen Illustrationen aus den referierten Quellen auch graphisch aufbereitete Sicherung des Bestandes der russischen Kinderliteratur im Dezennium von 1920 bis 1930 – aber wohl kaum profitiert hätte.

In zwei der eigentlichen Präsentation ihres Textkorpus vorgeschalteten Abschnitten grenzt Marinelli-König dieses zunächst auf die Texte (und hier vorrangig wiederum auf Bilderbücher) von Autoren ein, die nicht primär für Kinder gearbeitet haben, da zu den professionellen Kinderschriftstellern der zwanziger Jahre ihren Angaben nach bereits genug Literatur existiert, und konstatiert einerseits die hohe Qualität der sowjetischen Kinderliteratur jener Jahre, andererseits aber auch jene verstärkte Ideologisierung und Didaktisierung, die etwa den für die neu gegründeten Zeitschriften „Ež“ und „Čiž“ schreibenden Vertretern der Gruppierung „Obëriu“, wie Daniil Charms oder Aleksandr Vvedenskij, zu schaffen machte. Danach skizziert Vf. im Abschnitt „Theorie und Kritik“ anhand von offiziellen Richtlinien, Dokumenten u. Ä. das Spannungsfeld zwischen der etwa von Kornej Čukovskij in seinem Artikel *Lepye nelepicy* (1924) artikulierten Position, die einen Konnex von Spiel und Kunst für die Kinderliteratur reklamiert, und der von den proletarischen Schriftstellern getragenen, sich ab dem Jahre 1929 letztlich durchsetzenden Forderung nach politischer Instrumentierung der Kinderliteratur.

Die eigentliche Präsentation ihrer Texte beginnt Vf. dann mit dem Genre des Bilderbuches, für das die Autoren Kornej Čukovskij und Samuil Maršak stehen; unter Anführung ausladender Primärzitate zeigt Vf. die spezifische Arbeitsweise der beiden Klassiker der Kinderliteratur, hebt in Bezug auf Čukovskij den (sprach-)spielerischen Zugang zur kindlichen Welt, die Anbindung an die Volksdichtung, den Einfluss der Kinematographie sowie die Verwendung der „mundus inversus“-Tradition sowie in Bezug auf beide Autoren das Interesse für die englische Kinderliteratur (etwa für Edward Lear) hervor und präsentiert Čukovskijs mittlerweile als Klassiker der Kinderliteratur kanonisierte Texte, wie z. B. *Krokodil* oder *Tarakanišče*; darüber hinaus bringt sie in anregend zu lesender Weise auch die intertextuell-parodistischen, zu Lermontov oder Severjanin führenden Spuren dieser Texte zu Tage und zeigt die sich etwa im Kampfbegriff der „čukovščina“ manifestierenden Widerstände gegen Čukovskijs immer wieder verbotene Texte von offizieller Seite her.

Unter der stimmigen Überschrift „Dichter zu Gast in der Kinderliteratur“ präsentiert Vf. anschließend Texte für Kinder von wichtigen russischen Schriftstellern jener Jahre, wie etwa die politische Agitation, Satire und Phantastik verbindenden Bücher von Vladimir Majakovskij (z. B. *Skazka o Pete, tolstom rebenke, i o Sime, kotoryj tonkij*), Osip Mandel'stams vier Kinderbücher aus den Jahren 1925/26 oder Boris Pasternaks Bilderbücher *Karusel'* und *Zverinec*, die von ihrer Lexik und ihrem anspruchsvollen syntaktischen Aufbau her eigentlich an eine erwachsene Leserschaft adressiert waren. Darüber hinaus geht Vf. auch auf die zeitgenössische Aufnahme dieser Texte ein. Besonders intensiv erfolgt dann die Auseinandersetzung mit der Kinderliteratur der Gruppe „Obëriu“, deren ausgesprochen plastische Darstellung Marinelli-König ein zentrales Anliegen ist; von daher erscheint es nur konsequent, dass gerade dieses Kapitel besonders gelungen ist und ungeachtet des inzwischen beachtlichen Forschungsstandes vor allem zu Daniil Charms, aber auch zu Aleksandr Vvedenskij, gerade im Aufweis des für die Obëriuten charakteristischen, spielerischen und bisweilen die Bereiche der Groteske und des Absurden streifenden Umgangs mit der spezifischen kindlichen Welt, seine wissenschaftliche Aussagekraft bis heute behalten konnte; dies betrifft ganz vorrangig auch die Präsentation der Autoren aus der zweiten Reihe der Gruppierung, wie etwa den jung verstorbenen Jurij Vladimirov, Nikolaj Olejnikov (dessen Band *Boevye dni* laut Vf. bereits ein Jahr nach seiner Veröffentlichung in deutscher Übersetzung erschien!) sowie Nikolaj Zabolockij in seiner Eigenschaft als Autor von Kinderliteratur.

Ehe Marinelli-König zur Frage des Märchens übergeht, behandelt sie noch die formal meist konservative, auf Agitation hin ausgerichtete Pionierlyrik, in der sich nichtsdestoweniger bedeutende Autoren wie Majakovskij oder Zabolockij versucht haben (während Charms das Genre in seiner *Million* gleichsam von innen heraus dekonstruierte), sowie die Kinderlyrik von Saša Černyj – die Präsentation umfangreicher Primärzitate rückt den wissenschaftlichen Diskurs hier besonders deutlich in Richtung Anthologie, erhöht dafür aber den Informa-



tionsgehalt des Bandes als Quellensammlung. In Bezug auf das Märchen umreißt Vf. zunächst die allgemeine Diskussion gegen Ende der zwanziger Jahre, in der das traditionelle Figurenensemble des Märchens zurückgewiesen sowie die Forderung nach einer Funktionalisierung des Genres unter ideologischen Prämissen erhoben wurde und die letztlich durch Maksim Gor'kij's Eintreten für das Märchen ein für das Genre günstiges Ende fand. Als Folge des Autoritätsverfalls des Kunstmärchens kam es zu einer verstärkten Ausrichtung hin zum Volksmärchen, wobei sich laut Vf. der Aufstand der Puppen bzw. des Spielzeugs als rekurrendes Sujet erwies. Besonders hervorgehoben werden von Marinelli-König die phantastischen sowie die surreal-komischen Märchen, wie z. B. der in extenso präsentierte Text *Maj i Oktjabrina* von Lev Zilov (1924). Anregend zu lesen ist auch der darauf folgende Vergleich zwischen den verschiedenen textuellen Zeugnissen zum Thema „Tiergarten“ etwa von Maršak (*Detki v kletke*), Majakovskij und Vvedenskij, in denen die Tiere bisweilen mit menschlichen Charaktereigenschaften ausgestattet und aus der Weltsicht des Kindes heraus dargestellt sind. Im Produktionsbilderbuch wiederum sollen den Kindern Arbeitsvorgänge in plastischer wie didaktischer Weise vermittelt werden; während man der Einreihung von Zabolockijs *Maslozavod* unter diese Rubrik in Marinelli-Königs Darstellung durchaus zustimmen mag, rekurriert Mandel'stams Band *Primus* wohl weniger auf das Nachzeichnen industrieller Produktionsvorgänge als auf ein Evozieren der über Gegenstände des alltäglichen Gebrauchs vergegenwärtigten Sphäre jener Häuslichkeit („domašnost“), die der Dichter in seinem bedeutenden Essay *O prirode slova* mit seinem zutiefst individuellen Verständnis des Hellenismus in Zusammenhang gebracht hat (Mandel'stam 1993: 226).

Der letzte große, gegenüber der Präsentation der Lyrik leider etwas abfallende Abschnitt des Bandes schließlich ist dann der Prosa für Kinder gewidmet. Vf. setzt sich hier zunächst mit dem realistischen Kinderbuch auseinander, das Straßenkinder (zumeist als Ziel von Resozialisierungsmaßnahmen durch staatliche Institutionen) und oft auf niedrigem ästhetischen Niveau dargestellte Pioniere als Erscheinungen des sowjetischen Alltags literarisiert, und präsentiert daran anschließend das Genre des Abenteuerbuches in dessen verschiedenen Ausformungen Bürgerkriegsbuch (mit dem Schwerpunkt der Darstellung auf Aleksandr Neverovs *Taškent – gorod chlebnij*), Seebenteuer (Aleksandr Novikov-Priboj) bzw. Forscher- und Reiseabenteuer. Für den nonfiktionalen Bereich führt Marinelli-König danach das Sachbuch und die Produktionsliteratur an, die versucht, theoretische Information mit der Darstellung industrieller oder handwerklicher Produktionsprozesse zu verknüpfen. Den industriellen Aufbau, dargestellt etwa anhand von Bahn- und Kraftwerksprojekten, thematisiert in diesem Zusammenhang das so genannte „udarnaja kniga“, wobei Vf. hier den auch literarisch interessanten, den ersten Fünfjahresplan propagierenden Band *Rasskaz o velikom plane* von M. Il'in besonders hervorhebt; Biographien zu internationalen und russischen Persönlichkeiten, allen voran zu Lenin, wie etwa Michail Zoščenkos *Rasskazy o Lenine*, ist ebenfalls ein eigener Abschnitt des Bandes gewidmet.

Die beiden letzten Kapitel zur Prosa sind zuerst einmal der Frage nach dem Fehlen des Mädchenbuches im Untersuchungszeitraum gewidmet, die Marinelli-König schlüssig mit der Absage an geschlechtsspezifische Lesewünsche in der Sowjetunion beantwortet. Als Reaktion darauf ist die anhaltende Popularität der vorrevolutionären, oft künstlerisch fragwürdigen Mädchenbücher von Lidija Čarskaja zu verstehen, die von Čukovskij und Viktor Šklovskij harsch kritisiert wurden. Als positiven Gegenentwurf dazu präsentiert Vf. Lidija Budogoskajas *Povest' o ryžej devočke* (1929), die Emanzipationsgeschichte eines Mädchens aus der russischen Provinz, die gänzlich ohne die indoktrinierenden Ingredienzien der Pionierliteratur auszukommen vermag. Als wichtige Repräsentanten des Tierbuches, das teilweise ursprünglich an ein erwachsenes Publikum gerichtet war und die Perspektive bisweilen verfremdend vom Tier auf den Menschen hin richtete, nennt Marinelli-König neben bekannteren Namen wie Michail Prišvin oder Nikolaj Tichonov noch den einst berühmten Clown und Dresseur V. L. Durov mit seinen beachtenswerten Büchern, wie z. B. *Zapiski Durovskoj svin'i* (1924). Den Abschluss der Darstellung bildet ein Exkurs zur graphischen Gestaltung der Bilderbücher, in dem Vf. augenfällig die starke Faszination belegt, die diese Tätigkeit ganz offenbar auf zahlreiche zeitgenössische Künstler ausübte und die Vertreter der klassischen Moderne um den „mir iskusstva“-Kreis mit Repräsentanten der Avantgarde, wie etwa Aleksandr Rodčenko, verband.

Die Monographie von Gertraud Marinelli-König ist formal sauber gearbeitet, neben einigen wenigen Druckfehlern seien folgende Errata eigens erwähnt: Benoir (recte Benois, 22), vyšel (89), Vesennye (123), kotoroj (253) sowie die widersprüchlichen Angaben zum Erscheinungsjahr des Kinderbuches *Rasskazy v kartinkach*, das laut Anmerkung im Jahre 1937 erschienen ist, laut Haupttext aber erst 1938 verfasst wurde (90). Der (wohl ökonomischen Zwängen geschuldete) kleine Druck macht den Band vor allem in den Anmerkungen und Blockzitataten nur mit Mühe lesbar. Wie bereits erwähnt, resultiert der Ertrag der vorliegenden Studie ganz vorrangig aus ihrem mehr als beachtlichen Materialreichtum heraus; dies belegt neben der Darstellung selbst augenfällig auch die gegenüber der Erstfassung erheblich erweiterte, knapp fünfzigseitige Bibliographie an Primärliteratur, die dem Band neben einer Aufstellung der Sekundärliteratur und einem Personenregister beigegeben ist. Für das ausgefaltete breite Panorama der von Vf. ausgesprochen plastisch präsentierten, teilweise peripheren und ästhetisch fragwürdigen Kinderbücher und der mit ihnen in Zusammenhang stehenden zeitgenössischen publizistischen Dokumente ist Gertraud Marinelli-König nicht nur Respekt für ihre Arbeit zu zollen. Von hier aus ergibt sich auch eine Fülle an weiterführenden Fragestellungen zur russischen Kinderliteratur, die nun mehr als dreißig Jahre nach Einreichen der Dissertation im Jahre 1976 unter gänzlich anderen politischen Rahmenbedingungen und einem elaborierteren Forschungsstand insbesondere zu den Obëriuten Charms, Vvedenskij und Zabolockij, aber etwa auch zu Vladimir Majakovskij, ihrer Aufarbeitung harren. Dabei wird der vorliegende Band ohne Zweifel hoch willkommen sein.

#### L i t e r a t u r

- Eggeling 1986: W. Eggeling, Die Prosa sowjetischer Kinderzeitschriften (1919–1925). Eine Themen- und Motivanalyse in bezug auf das Bild des Jungen Protagonisten (= Slavistische Beiträge Bd. 199), München
- Grob 1994: T. Grob, Daniil Charms' unkindliche Kindlichkeit. Ein literarisches Paradigma der Spätavantgarde im Kontext der russischen Moderne (= Slavica Helvetica Bd. 45), Bern et al.
- Kluge 1984: R.-D. Kluge, Versuch über russische Kinderliteratur. Linguistische und poetologische Vorüberlegungen für eine Gegenstandsbestimmung. Zeitschrift für Slavische Philologie 44/1, 36–75
- König 1978: G. König, Die Kinderlyrik der Gruppe Obëriu, Wiener Slawistischer Almanach 1, 57–78
- Mandel'stam 1993: O. Mandel'stam, Sobranie sočinenij v 4-ch tomach, t. 1: Stichi i proza 1906–1921, Moskva
- Mandel'stam 2000: O. Mandel'stam, Die beiden Trams. Kinder- und Scherzgedichte, Epigramme auf Zeitgenossen 1911–1937. Aus dem Russischen übertragen und herausgegeben von R. Dutli, Zürich
- Putilova 1982: È. O. Putilova, Očerki po istorii kritiki sovetskoj detskoj literatury 1917–1941, Moskva
- Simonek 1998: S. Simonek, [Rezension zu Grob 1994], Zeitschrift für Slavische Philologie 57/1, 205–211
- Sproede 1985: A. Sproede, Ein wenig beachtetes Publikum der Avantgarde. Bemerkungen zu einer Randerscheinung der frühen sowjetischen Kinderliteratur, Komparatistische Hefte 12, 51–75

Stefan Simonek  
 Institut für Slawistik der Universität Wien  
 Universitätscampus AAKH, Hof 3  
 Spitalgasse 2, 1090 Wien, Österreich  
 stefan.simonek@univie.ac.at

M. K. Najenko, Ivan Franko: tjažinnja do modernizmu. Monohrafija, Kyjiv (Akademvydav) 2006, 96 S.

Über die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Frankos Positionierung der Moderne gegenüber steht der vorliegende schmale Band in Zusammenhang mit einer der zentralen Fragen der literaturwissenschaftlichen Ukrainistik der vergangenen Jahre, die sowohl in der Ukraine selber wie auch außerhalb von ihr immer wieder im Zentrum der Diskussion gestanden ist. Mychajlo Najenko positioniert Franko in diesem Kontext vorerst in die Unbequemlichkeiten einer Übergangsperiode (so der Titel seines ersten, einleitenden Kapitels), in der sich Realismus, Naturalismus und die ersten Ausfaltungen der Moderne (mit diesem Terminus soll der von Najenko durchgehend eingesetzte Begriff „modernizm“ in Folge wiedergegeben werden) überlagerten. Vf. sieht die Ästhetik der Moderne in einer Absage an ein rationalistisches Weltbild und die (gerade in der ukrainischen Literatur besonders virulente) nationale Idee sowie in der Hinwendung zu einem irrationalen und unbewussten Zugang zu den Fragen der menschlichen Existenz begründet; für die Ukraine konstatiert er als zusätzlichen wesentlichen Faktor noch die koloniale Situation der ukrainischen Bevölkerung als Untertanen des zaristischen Russland sowie der Donaumonarchie. Ivan Franko wird in diesem Zusammenhang im Spannungsfeld von Naturalismus und Populismus präsentiert, die von Vf. (leider ohne hinreichende Begründung und ohne klar definierte Abgrenzung zur eigentlichen Moderne) der Vormoderne zugerechnet werden. Formulierungen wie jene von Franko als „wahrem Kämpfer für den ukrainischen Geist“ (12) belegen, dass Najenko an der in der traditionellen ukrainischen Literaturgeschichtsschreibung üblichen, teilweise nicht hinreichend argumentierten Ausnahmestellung Frankos festhält und den in der jüngeren Vergangenheit zu beobachtenden, postmodern grundierten Dekonstruktionsbestrebungen in Richtung Franko distanziert gegenübersteht; in dieser Hinsicht mag man es kaum als Zufall bezeichnen, dass Vf. gerade Tamara Hundorovas für diese Tendenz paradigmatisch einsetzende Monographie *Franko – ne kamenjar* (Hundorova 1996) mehrfach und in aller Regel kritisch zitiert. Aus diesem Blickwinkel heraus lässt sich der Band auch als Dokumentation der divergierenden literaturwissenschaftlichen Schulen innerhalb der Ukraine selbst verstehen.

In den darauffolgenden drei Abschnitten des Bandes spürt Vf. dann den Spuren der Moderne in Frankos Prosa, Lyrik und (etwas knapper gehalten) in dessen dramatischem Werk nach. Wie schon im Eingangskapitel, so mag man auch hier wiederum eine klare begriffliche Ausdifferenzierung der einzelnen literarischen Richtungen, die um 1900 zu beobachten waren, vermissen. Gerade ihre simultane Überlagerung im Werk Frankos hätte eine solche aber erforderlich gemacht, um einem Titel wie „Realer“ Naturalismus und Neuromantik als Vormoderne“, mit dem der Abschnitt zu Frankos Prosa überschrieben ist, die nötige terminologische Tiefenschärfe zu verleihen. Vf. konzentriert sich hier zuerst auf jene frühe Prosa Frankos, die in überwiegend naturalistischer Manier die soziale Ausbeutung der Arbeiter im Erdölrevier von Boryslav dokumentiert, wie z. B. *Boa constrictor*, den Erzählzyklus *Boryslav* oder *Boryslav smijet'sja*, und weist nach, wie Frankos zu dieser Zeit naturalistisch orientierte Ästhetik und die marxistischen politischen Überzeugungen des Autors einander bei der Textgenese gewissermaßen im Wege stehen. Bedauerlicherweise ist dieses Kapitel (wie auch die anderen der Studie) von einer recht sprunghaften, sich passagenweise in immer weitere Einzelheiten verlierenden Weise der Darstellung geprägt, die es schwierig macht, den Argumenten Najenkos zu folgen; eine stringente übergeordnete Linie ist in dem Band nur mit Mühe auszumachen. Nach der historischen Prosa *Zachar Berkut*, die von Vf. mit dem (von ihm generell gerne verwendeten) Begriff der Neuromantik versehen wird, konzentriert sich Najenko auf die Texte *Perechresni stežky*, *Dlja domašn'oho ohnyšča* sowie *Sojčyne krylo*, die im Schnittpunkt von Romantik, Neuromantik und dem Ansatz der Psychoanalyse positioniert werden. Für letztere Erzählung konstatiert Vf. die Bedeutung des (für die Moderne zentralen) Moments des Nervösen; bedauerlicherweise erwähnt Najenko in diesem Zusammenhang nicht, dass sich Franko in seinem auf Polnisch verfassten Aufsatz *Z dziedziny nauki i literatury* schon sehr früh (nämlich im Jahre 1891) und in äußerst polemischer Weise mit der Moderne, wie sie unter besonderer Betonung des Nervösen von Hermann Bahr in den mitteleuropäischen Raum vermittelt wurde, auseinandersetzte (vgl. dazu Simonek 1997: 76–82). In jenen Passagen, in denen Najenko in philologischer Weise direkt am literarischen Text arbeitet, ge-

lingen ihm aufschlussreiche Beobachtungen, wie etwa zu den zwei sich textuell stark voneinander unterscheidenden Fassungen von *Boa constrictor* – Vf. kann hier belegen, dass die naturalistischen Elemente in der späteren Fassung zurückgenommen sind und das Titelgebende Symbol der Riesenschlange polyvalenter gehalten ist. Dem gegenüber stehen aber literaturgeschichtliche Zuordnungen, denen man nur mit Skepsis begegnen mag, wie z. B. die Ausdehnung der europäischen Renaissance bis in das 17. Jh., also in die Epoche des Barock, hinauf (39) oder die Charakterisierung von Goethes *Werther* (einem paradigmatischen Werk des deutschen Sturm und Drang) als einem „romantischen“ Werk (40); was die von Najenko behauptete Wiedergeburt der ukrainischen Literatur zur Zeit der Renaissance betrifft (39), so sei schließlich auf die noch immer gültige Darstellung von Dmytro Čyževs'kyj verwiesen, der für die Epoche der Renaissance in der ukrainischen Literatur keine wirklich hervorragenden Errungenschaften erkennen will und zusammenfassend zu diesem Punkt vermerkt: „The Ukrainian renaissance cannot even be justified by the fact that it was, as it were, only a beginning“ (Čyževs'kyj 1997: 259).

Seine Ausführungen zur Lyrik Frankos beginnt Mychajlo Najenko mit einer Analyse des frühen Gedichtbandes *Z veršyn i nyzyn* und des darin enthaltenen, für die spätere Kanonisierung Frankos (auch im sowjetischen Kontext) wesentlich mitverantwortlichen „Ewigen Revolutionärs“, um dann mit den Sonetten des Autors und dessen in der Sowjetunion tabuisiertem Zyklus *Ukrajina* fortzufahren. Den Schwerpunkt von Najenkos Überlegungen bildet in Zusammenhang mit der Lyrik Frankos naturgemäß dessen 1896 erschienener Gedichtband *Ziv'jale lystja*, der von Vf. in den Kontext der europäischen Moderne gestellt und an dem die (zu immer wieder neuen Vertonungen der einzelnen Gedichte Anlass gebende) Musikalität der einzelnen Texte hervorgehoben wird. Vf. konzentriert sich hier auf das eine Herausgeberfiktion aufbauende Vorwort zu dem Band, das in späteren Auflagen in dieser Form getilgt wurde, sowie auf die um die differierende Bedeutung des Begriffs „Dekadenz“ kreisende Polemik zwischen Franko und Vasyl' Ščurat; der Umstand, dass Vf. das Auftauchen neuer, dem Bestand der Moderne zuzurechnender Motive in Frankos Lyrik der Jahrhundertwende nicht zuletzt auch dem „Stress“ des unglücklich verliebten Autors zuschreibt (56), belegt die starke biographische Komponente in Najenkos methodologischem Herangehen an die von ihm analysierten Texte. Auf der Ebene programmatischer Aussagen zur Moderne fokussiert Vf. einen (ausführlich zitierten) Brief Lesja Ukrajinkas (1902/03), der in seiner Aussagekraft als manifestartiges Bekenntnis gewertet und den laut Najenko im Bereich von Rhetorik und Deklaration verbleibenden zentralen Programmtexten der ukrainischen Moderne, nämlich dem Aufruf Mykola Voronyjs (1901) und dem Manifest der „Moloda Muza“ (1907) als positiver Gegenpol gegenübergestellt wird. Dieser Position könnte man freilich entgegenhalten, dass mit der von Voronyj geforderten Öffnung der ukrainischen Literatur (die er in der Metapher des fernen, verlockenden blauen Himmels artikulierte) ein zentrales ästhetisches Moment der Moderne zur Diskussion gestellt wurde, das sich gerade über analoge Metaphern der Offenheit auch in der zeitgenössischen weißrussischen und russischen Literatur findet (vgl. dazu Simonek 2005).

Die zweite Hälfte des Kapitels zur Lyrik Frankos ist dann dessen Poemen gewidmet. In Zusammenhang mit *Smert' Kajina* und *Mojsej* untersucht Vf. die Verbindungen zur Bibel und interpretiert die zwei Texte im Zeichen des Zusammenbruchs von Lebenswahrheiten, mit dem die beiden Titelgebenden Hauptfiguren der Texte konfrontiert sind; das Thema des Verrats in *Pochoron* wird von Najenko mit Frankos in der Sekundärliteratur immer wieder neu gedeutetem Aufsatz *Ein Dichter des Verrathes* (vgl. eine entsprechende Übersicht bei Woldan 1999: 66) gegengeschritten, freilich leider ohne jeden Hinweis darauf, dass dieser Text gegen den Willen Hermann Bahrs im Jahre 1897 in der von ihm mitherausgegebenen Wiener Wochenschrift „Die Zeit“ erschienen ist und damit nach dem Aufsatz *Z dziedzyny nauki i literatury* aus dem Jahr 1891 erneut zum programmatischen Großmeister der Wiener Moderne zurückführt. Ausgesprochen anregend fällt Najenkos Vergleich des Poems *Ivan Vyšens'kyj* mit Frankos literaturgeschichtlicher Studie zu demselben Autor aus: Tritt Vyšens'kyj in der wissenschaftlichen Arbeit als leidenschaftlicher Kämpfer und Polemiker hervor, so präsentiert Franko im Poem den weltabgewandten Asketen, der sich nach Athos flüchtet. Dieser von Najenko scharfsinnig herausgearbeitete Gegensatz (der über die Frage nach dem Dienst für das eigene Volk von Vf. auch auf Franko selber appliziert wird) steht wohl in Zusammenhang mit der inneren Variabilität der gesamteuropäischen Moderne insgesamt, die sowohl einem auf ein aktives Eingreifen in gesellschaftliche Verhältnisse reflektierenden Ansatz (wie etwa im Manifest

der tschechischen Moderne gefordert) als auch einer radikalen Absage der Kunst an gesellschaftliche Aufgaben im Zeichen des ästhetizistischen „l'art pour l'art“ Raum geboten hat (für letztere Position steht etwa Stanisław Przybyszewskis Programmtext *Confiteor*).

Besondere Beachtung schenkt Mychajlo Najenko dann dem Prolog zum Poem *Lisova idylla*, in dem sich Franko in polemischer Weise mit den künstlerischen Positionen Mykola Voronyjs auseinandersetzt; Vf. greift hier (wie auch überall sonst in seiner Darstellung) auf die literaturgeschichtlichen bzw. programmatischen Aufsätze Frankos zurück, um die dort aufgestellten Positionen mit den literarischen Texten Frankos zu vergleichen; in diesem Falle verweist er nun auf Frankos Übersichtsdarstellung *Stare j nove v sučasnij ukrajins'kij literaturi* und belegt davon ausgehend, dass Franko zwar Voronyjs der Moderne verpflichtete Positionen zurückwies, in sein Poem nichtsdestoweniger Elemente der Neuromantik, wie etwa die Verherrlichung des Lebens, integrierte. Den an diese Beobachtung gebundenen, weiterführenden Überlegungen zur Charakteristik der ukrainischen Moderne insgesamt möchte man sich freilich nur mit Vorbehalt anschließen: So betrachtet Najenko die Pole von Volkstümlichkeit und Moderne in Bezug auf die ukrainische Literatur nicht als Gegensatz und wendet sich gegen die These, wonach die Ausrichtung der ukrainischen Literatur in Richtung Populismus und Realismus die Durchsetzung der Moderne erschwert habe; für ihn stellen diese gewöhnlich als Antagonismen konzipierten Pole keine Gegensätzlichkeiten dar, da der Eintritt der ukrainischen Literatur in die Moderne seiner Ansicht nach nicht gegen diese Traditionen, sondern mit ihnen und auf ihnen aufruhend erfolgte. Nun forderten aber die von Najenko freilich gering geschätzten programmatischen Texte der ukrainischen Moderne wie eben z. B. jene Voronyjs und der „*Moloda Muza*“ (deren zutiefst ambivalente Beziehung zu Franko Vf. noch am Ende seines Kapitels zur Lyrik des Autors umreißt) gerade die Befreiung von den als beengend empfundenen populistisch-moralistisch-didaktischen Positionen; daneben erfolgte im Kontext der Moderne durch die intensive Übersetzungstätigkeit Lesja Ukrajinkas, der Autoren der „*Moloda Muza*“ und nicht zuletzt Ivan Frankos selbst (man denke etwa an seine Übertragungen der französischen Symbolisten Paul Verlaine und Jean Moréas) eine grundlegende Europäisierung der ukrainischen Literatur. Dieser Hinwendung nach Europa verdankte nicht zuletzt auch der von Franko mitherausgegebene „*Literaturno-naukovyj visnyk*“, in dem 1901 Voronyjs Aufruf veröffentlicht wurde, seine Gründung im Jahre 1898. Frankos Vorwort zu dem im Jahre 1903 erschienenen Registerband der Zeitschrift legt von diesen Intentionen nachdrücklich und schon auf der graphischen Ebene Zeugnis ab, wenn die Gründung des Periodikums über das Vorbild einer europäischen „*revue*“ – so mit lateinischen Lettern im ukrainischen Text (Franko 1903: III) – motiviert wird. Bedauerlicherweise bleiben diese transkulturellen Implikationen der ukrainischen Moderne, die den Befund Najenkos m. E. doch entscheidend zu modifizieren vermögen, in dem Band völlig ausgespart; die eigene, national ausgerichtete Komponente der ukrainischen Moderne steht hier gegenüber ihrer gesamteuropäischen Dimension eindeutig im Vordergrund.

Knapper gefasst als die Abschnitte zu Prosa und Lyrik ist dann das Kapitel zur Dramatik Frankos; Vf. konzentriert sich in diesem Zusammenhang vorerst auf das wohl bekannteste Stück des Autors, *Ukradene šťastja*, das über den Freudschen Ödipuskomplex und die in dem Stück zu beobachtende apokalyptische Demoralisierung der Persönlichkeit in den Kontext der Moderne gerückt wird (die von Vf. auf S. 80 gebrauchte Formulierung suggeriert übrigens eine direkte Rezeption Freuds durch Franko, die rein chronologisch und aufgrund von Frankos Kontakten zu Wien durchaus denkbar gewesen sein mag). Nach der den Parametern der Moderne ferner stehenden Komödie *Učytel'* präsentiert Najenko schließlich drei Dramen aus dem Jahre 1895, von denen das auf Motiven aus dem „Igorlied“ beruhende, allegorisch-barocke Elemente inkludierende Mächdendrama *Son knjazja Svjatoslava* im Vordergrund der Darstellung steht. Während die argumentative Anbindung an die Moderne (in diesem Fall über Verweise auf Hamsuns *Mysterien* sowie Hauptmanns *Versunkene Glocke*) hier wiederum recht knapp ausfällt, überzeugt Najenkos Beobachtung, wonach Franko in seinen Stücken (analog zur Prosa und den Poemen) im Zeichen der Moderne von utilitaristisch gehaltenen zu offenen und synthetischen Schlüssen übergeht. Eine offensichtlich als Schlussbetrachtung angelegte, insgesamt leider nicht sehr aussagekräftige Darstellung der Wechselbeziehungen zwischen dem Bewussten und dem Intuitiven in Frankos äußerst umfangreichem Werk bietet auf den letzten Seiten der Studie eine Kombination von diachronen und synchronen Elementen aus Frankos literaturgeschichtlichen und -kritischen Aufsätzen. Im Ausgang von zwei Darstel-

lungen Frankos zur Geschichte der ukrainischen Literatur aus den Jahren 1909 und 1910 skizziert Najenko die für Franko zentralen Momente in der Evolution der ukrainischen Literatur (das 14. und 15. Jahrhundert, Kotljarevs'kyj, Ševčenko), die schließlich in der zeitgenössischen ukrainischen Literatur münden. Anhand von mehreren Aufsätzen Frankos zu dieser Frage zeigt Vf. dann, dass einige der zeitgenössischen Stimmen, wie etwa Vasyľ Stefanyk oder Lesja Ukrajinka, durchaus die Wertschätzung Frankos genossen, während etwa die Autoren der „*Moloda Muza*“ von Franko aufgrund ihrer angeblich schwachen verstechnischen Fähigkeiten und ihrer übertriebenen Orientierung an westlichen Vorbildern abgelehnt wurden. Mit diesen Überlegungen beendet Mychajlo Najenko seine formal sauber gearbeitete, knappe Darstellung; in Bezug auf das Formale wären lediglich die Verschreibung „*Anima saltas*“ (75) sowie die unterschiedlichen Veröffentlichungsdaten des Gedichtbandes *Z lit mojeji molodosti* mit 1913 (44) sowie korrekt 1914 (76) zu erwähnen; hingewiesen sei weiter auf die abweichende Schreibung *Iz lit mojeji molodosti* des entsprechenden Titels, wie sie in der fünfzigbändigen Werkausgabe Frankos zu finden ist (Franko 1976: 419).

In bibliographischer Hinsicht ist der Umstand zu bedauern, dass Vf. die inzwischen doch recht beachtliche, außerhalb der Ukraine entstandene Forschungsliteratur zur ukrainischen Moderne sowie zu Frankos Verbindungen mit ihr in seiner Argumentation überhaupt nicht berücksichtigt hat (vgl. in Auswahl Grabowicz 1991, Henyk-Berezovs'ka 1988, Hordynsky 1982, Schmid 1999). Daneben unterbleibt über weite Passagen des Bandes aber auch eine entsprechende Beschäftigung mit den ukrainischen Arbeiten zu diesen Fragen: Hier wäre einmal die grundlegende Studie Tamara Hundorovas zur ukrainischen Frühmoderne zu erwähnen, die Najenko lediglich ganz am Schluss seiner Überlegungen ein einziges Mal zitiert, die aber ein ganzes Kapitel zum Diskurs der Moderne in Ivan Frankos „Welkem Laub“ enthält und sich von daher wohl eine intensivere Berücksichtigung verdient hätte (Hundorova 1997: 207–232); gänzlich unerwähnt geblieben ist schließlich die ebenfalls in großem Umfang auf Ivan Franko rekurrierende Studie zur ukrainischen Moderne von Solomija Pavlyčko, die inzwischen mehrfach aufgelegt wurde (Pavlyčko 1999). Natürlich steht Pavlyčko, die der traditionell hypertrophen Darstellung Frankos als „großer Steinbrecher“ und „ewiger Revolutionär“ aus postmoderner, teilweise deutlich polemisch konturierter Perspektive entgegentreten möchte, für einen gänzlich anderen Zugang zu Franko, als dies bei Najenko der Fall ist; dennoch hätte sich eine Auseinandersetzung mit ihren Positionen zweifellos gelohnt und zu einer weit schärferen Konturierung der literaturgeschichtlichen Termini (dies betrifft in erster Linie jenen der Moderne) beitragen können, als dies im vorliegenden Band der Fall ist. Vielleicht mag auch die bibliographische Einengung auf einige wenige Positionen mit ein Grund für die merkwürdige Statik der Darstellung sein, die nur wenig von der im Titel implizit versprochenen Dynamik einlöst: Der dort ausformulierte Hang des Autors zur Moderne („*tjažinnja do modernizmu*“) würde ja erwarten lassen, dass in der Studie vorrangig die Prozessualität von Frankos so widersprüchlicher, von bisweilen simultaner Zustimmung und Ablehnung geprägter Positionierung der Moderne gegenüber referiert wird. Stattdessen gewinnt man bei der Lektüre des Bandes den Eindruck, dass die Modernität von Frankos Werken von Najenko (wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß) auf paradoxe Weise immer schon a priori als unhinterfragbares Faktum festgelegt ist und von daher eigentlich keiner weiteren Betrachtung mehr bedarf. Dieser seinem Wesen nach monologisch gehaltene Zugang verhindert es in letzter Konsequenz aber, die im Titel des Bandes angeführte Problematik auch in ihrer vollen Breite zu fokussieren. Als Studie zu Frankos ambivalenter Stellung der Moderne gegenüber ist Najenkos schmaler Monographie von daher nur mit Abstrichen zuzustimmen (vielleicht ließ ja allein schon ihr knapp bemessener Umfang angesichts der Komplexität der Thematik lediglich verkürzte Aussagen zu). Aufgrund der profunden Kenntnis von Frankos Gesamtwerk, die Vf. aufzubieten vermag, sowie seiner eingängigen und plastischen Darstellungsweise (die immer wieder auch Inhaltsangaben der gerade analysierten Texte bietet) eignet sich der vorliegende Band freilich hervorragend als kurz gefasste Einführung in den weit aufgefächerten literarischen Kosmos des ukrainischen Autors. In dieser Hinsicht ist der Studie die verdiente breite Resonanz zu wünschen.

## Literatur

- Čyževs'kyj 1997: Dm. Čyževs'kyj, *A History of Ukrainian Literature (From the 11th to the End of the 19th Century)*, translated by D. Ferguson, D. Gorsline, and U. Petyk, with *An Overview of the Twentieth Century* by G. S. N. Luckyj, edited and with a foreword by G. S. N. Luckyj, New York – Englewood, Colorado, 2<sup>nd</sup> edition
- Franko 1903: I. Franko, *Peredmovna*, in: *Pokažčyk zmistu Ljiteraturno-naukovoho vistnyku tomiv I–XX (1898–1902)*, L'viv, III–XXXVII
- Franko 1976: I. Franko: *Zibrannja tvoriv u 50-y tomach*, t. 3: *Poezija*, Kyjiv
- Grabowicz 1991: G. G. Grabowicz, *Commentary: Exorcising Ukrainian Modernism*, *Harvard Ukrainian Studies* XV, 3–4, 273–283
- Henyk-Berezovs'ka 1988: Z. Henyk-Berezovs'ka, *Počátky ukrajinského modernizmu*, *Slavia* 57, 63–74
- Hordynsky 1982: S. Hordynsky, *Frankos „Blumen des Bösen“*, *Jahrbuch der Ukraine-kunde*, München, 160–169
- Hundorova 1996: T. Hundorova, *Franko – ne kamenjar*, Melbourne
- Hundorova 1997: T. Hundorova, *ProJavlennja Slova. Dyskursija rann'oho ukrajins'koho modernizmu. Postmoderna interpretacija*, L'viv
- Pavlyčko 1999: S. Pavlyčko, *Dyskurs modernizmu v ukrajins'kij literaturi*, Kyjiv, 2-e vyd., pererob. i dop.
- Schmid 1999: U. Schmid, *Between Narodnist' and Individual'nist': Ivan Franko's Theory of Literary Creativity*, *Harvard Ukrainian Studies* XXIII, 3–4, 45–62
- Simonek 1997: S. Simonek, *Ivan Franko und die „Moloda Muza“*. *Motive in der west-ukrainischen Lyrik der Moderne*, Köln – Weimar – Wien
- Simonek 2005: S. Simonek, *Europäisierung als Chance oder Bedrohung? Ein vergleichender Blick auf Programmtexte der Moderne in den ostslawischen Literaturen*, *Wiener Slavistisches Jahrbuch* 51, 197–205
- Woldan 1999: A. Woldan, *Adam Mickiewicz in der Ukraine und Galizien – Formen der Aneignung*, in: F. Gruzca (Hg.), *Adam Mickiewicz (1798–1855). Ein grosser polnischer Dichter*, Wien, 56–67

Stefan Simonek  
 Institut für Slawistik der Universität Wien  
 Universitätscampus AAKH, Hof 3  
 Spitalgasse 2, 1090 Wien, Österreich  
 stefan.simonek@univie.ac.at

Johannes Reinhart (Hrsg.), *Slavica mediaevalia in memoriam Francisci Venceslai Mareš (= Schriften über Sprachen und Texte Bd. 8)*, Frankfurt a. M. (Peter Lang) 2006, 148 S.

Издаваемая венским славистом Георгом Хольцером с 1996 г. серия *Schriften über Sprachen und Texte* хорошо известна специалистам. Появившиеся в ее рамках монографии самого Хольцера (1996, 2007), Ранко Матасовича (1996), Михаэля Мозера (1998), Радослава Катичича (2003) и Стефана М. Неверклы (2004), а также два сборника статей Франтишека Вацлава Мареша о пра- и раннеславянской диахронической фонологии и морфологии (1999, 2001) в свое время заслуженно вызвали интерес коллег-рецензентов.

Восьмой том серии отличается от остальных своим жанром. Это – сборник статей, представляющих собой переработанные, иногда значительно расширенные доклады разных авторов с конференции памяти выдающегося слависта Ф. В. Мареша (1922 –

1994), состоявшейся в декабре 2004 г. в Вене. Ответственный редактор сборника – венский славист Йоханнес Райнхарт, которого признательный читатель сразу же должен поблагодарить за информативное предисловие и за качественно выполненный труд по редактированию сложнейшей по набору и непростой по содержанию книги.<sup>1</sup>

За редакторским предисловием следует программа конференции<sup>2</sup> и фотография ее участников. Статьи в сборнике представлены в следующей последовательности: *Христиан Ханник (Вюрцбург)*: Франтишек Вацлав Мареш и древнесербская культура (с. 15–22, на нем. яз.); *Зое Хауптова (Прага)*: Ф. В. Мареш и чешско-церковнославянская традиция (с. 23–27, на нем. яз.); *Георг Хольцер (Вена)*: История славянского языка города Салоники до 863 года (с. 29–67, на нем. яз.); *Милан Михалевиц (Загреб)*: Буквы *иж* и *мыслите* в хорватскоглаголических миссалах и бревиарах (с. 69–87, на хорв. яз., с нем. резюме); *Аница Назор (Загреб)*: Франтишек Вацлав Мареш и Старославянский институт (с. 89–92, на хорв. яз., без резюме); *Йоханнес Райнхарт (Вена)*: Франтишек Вацлав Мареш и его исследования в области исторической морфологии славянских языков (с. 95–105, на нем. яз.); *Анатолий А. Турилов (Москва)*: К определению объема творческого наследия учеников Кирилла и Мефодия в составе славянского Требника (Предварительные наблюдения над южнославянской рукописной и старопечатной традицией) (с. 107–123, на рус. яз., с рус. и нем. резюме); *Радослав Вечерка (Брно)*: К парадигматике субстантивов в ранней русской грамматике (с. 125–132, на нем. яз.); *Йозеф Винтр (Вена)*: Франтишек Вацлав Мареш, глоссы Патеры и раннечешский язык (с. 133–147, на нем. яз.). Сборник не содержит материалов дискуссии по докладам.

В дальнейшем рецензент не будет обращаться ко всем без исключения статьям с единой степенью детализации и следовать порядку их публикации в сборнике, предпочтя сначала представить те из них, которые непосредственно обращаются к творчеству Мареша, а затем – остальные.

Деятельность Ф. В. Мареша, профессора славянской филологии Венского университета с 1969 по 1991 год, достаточно полно отражена в многочисленных библиографиях, в посвященных его юбилеям сборниках и в некрологах (см. с. 7 предисловия). Рецензенту еще в бытность его советским аспирантом посчастливилось многократно встречаться с коллегой Марешем в конце 1980-х и начале 1990-х годов на Семинарах македонского языка и культуры в Охриде, учиться у него аргументированно и доброжелательно дискутировать на там же проводимых Научных конференциях, а самое главное – иметь возможность вести с крупным венским научным авторитетом беседы о нашей науке. Любой, знающий труды Мареша, не может не присоединиться к данной в предисловии к сборнику оценке его как ученого: «Франтишек Вацлав Мареш несомненно принадлежал к кругу наиболее значительных славистов второй половины 20-го века» (с. 7); любой, знавший Мареша лично, с радостью вспомнит те черты его характера, о которых с большим уважением отзываются коллеги.

В открывающей сборник статье Христиан Ханник поставил перед собой сложную задачу – охарактеризовать Марешевы занятия древнесербской культурой (и его связи с

<sup>1</sup> Число опечаток вроде *München 1885* вместо *München 1985* в сноске 6 на с. 24, *священников* вместо *священников*, *текстах* вместо *текстов* в резюме на с. 122 или *zd'rávi* на с. 60 очень невелико. В сборнике не унифицирована система ссылок и подача библиографических единиц (например, кириллические издания даны в библиографии к статье Райнхарта кириллицей, а к статье Хольцера – в латинской транслитерации, хотя греческие части названий там же даны в оригинальном написании). В отличие от статьи Михалевица, у Хольцера все знаки глаголицы без исключения транслитерированы в латиницу (отсюда описание внешнего вида букв, как в сноске 46 на с. 38), но встречаются примеры кириллицей (с. 42).

<sup>2</sup> Доклады Р. Катичича и Г. Невекловского, прозвучавшие на конференции, были опубликованы ранее в журнале *Wiener Slavistisches Jahrbuch* 50, 2004. Доклады Г. Биркфельнера, Т. Ройтера, Х. Микласа и М. Стегу, видимо, не были переданы в печать.



Сербской академией в Белграде) при том, что в списке трудов Мареша следов этих занятий очень мало. Практически это лишь публикации о литургии св. Петра и, соответственно, о «проблемах латинско-греческих течений в древней Сербии». Видимо поэтому читателя, в основном, оповещают о разрабатывавшихся Марешем совместно с Димитрием Богдановичем принципах издания славянского Апостола, примененных Димитрием Стефановичем к Шиштовацкому тексту (1989 г.). Параллельное издание македонского Апостола попа Николы из Скопье 1313 г., готовившееся по инициативе и под руководством Мареша с 1979 г. Э.-М. Оссадник, Г. Биркфельнером и Х. Ханником, до сих пор не готово; из своего опыта труда над этим текстом Ханник извлек два примера, демонстрирующих преимущества сопоставления славянского текста с теми изданиями текста греческого, которые приводят большее число разночтений.<sup>3</sup>

Аница Назор посвятила половину своей статьи рассказу об истории работы над иницированным на IV съезде славистов в Москве Словарем церковнославянского языка, проект которого в 1962 г. разработал Мареш и вместо которого по целому ряду причин создаются «параллельные словари отдельных редакций» (и в том числе *Rječnik hrvatske redakcije*, который Мареш редактировал). Далее следует перечисление статей, опубликованных Марешем в журнале *Slovo*, его публикаций о хорватском глаголитизме (например, о Башчанской плите), его рецензий на хорватские издания и его докладов на научных конференциях в Хорватии, описание его связей с Й. Вайсом, Й. Хаммом и со Старославянским институтом.

Как сообщает Зое Хауптова, изучение чешско-церковнославянского языка было излюбленным занятием Мареша, учившегося у Йозефа Курца и защитившего диссертацию о Пражских глаголических отрывках (вместе с другими работами по кирилло-мефодиевистике части из нее опубликованы в сборнике F. V. Mareš, *Cyrlometodějská tradice a slavistika*. Praha, 2000). Позже Мареш обратился к (до сих пор не изданным) Беседам папы Григория Великого (сконцентрировав свое внимание на богемизмах и грецизмах памятника), затем к известному паралитургическому песнопению *Hospodine, pomiluj nu* (придя к выводу о датировке оригинала, органично продолжавшего древнецерковнославянскую технику стиха, второй половиной 10 в.), подготовил штудии о церковнославянской литературе в Богемии и о глаголице в Моравии и Богемии и опубликовал широко известную антологию западных (чешских) церковнославянских текстов. Чешско-церковнославянский язык Мареш определял как «древнецерковнославянский язык, в который непосредственно проникали чешские языковые элементы»; он утверждал также, что «в Богемии использовался как римский, так и византийский обряд» (с. 26). Хауптова обращает внимание на спорность некоторых из этих обобщений, указывая на единичность свидетельства употребления восточного обряда в Богемии (это лишь Пражские отрывки) и вероятную малочисленность, если не единичность, мест его возможного использования (лишь Сазавский монастырь?).

Йозеф Винтр в глубокой аналитической статье стремится продемонстрировать плодотворность исследовательских методов и основательность умозаключений Мареша-филолога и лингвиста на примере глосс Патеры, с одной стороны, и работ по палеобогемистике, – с другой. Из 400 чешско-церковнославянских глосс над латинским текстом Диалогов Григория Великого в рукописи 11 в. около половины, т.е. читаемые, были изданы в 1878 г. Адольфом Патерой. Мареш опубликовал около 20 новых глосс на основе иных принципов в уже упоминавшейся антологии (и охарактеризовал их язык как *Czech C(hurch) S(lavic)*); с новыми публикациями глосс ему последовал Схакен (который, однако, присоединяется к мнению Травничека о том, что это «česká památka s nepochybnými paleoslovenismy»). Винтр задается следующими вопросами: «1) Можно ли, используя современные технические средства, расшифровать некоторые новые места? 2) Несет ли весь комплекс глосс единое сообщение? 3) Актуально ли еще утверждение

<sup>3</sup> Рецензенту неясно, почему глагольная форма из текста Act 2,12 *днвляхъ же се* Šiš., греч. ἐξίστατο δε... καὶ διηπόρουν, var. διηποροῦτο превращается в статье «ein Verbum im Aktiv in Šiš. *днвляхъ*» (с. 21, строка 10 сверху).

Мареша о тогдашнем литературном языке Богемии?» (с. 134). Вместо доступа к рукописи получив устную справку библиотечных работников о невозможности прочесть интересующие ученого места, Винтр вынужден был обратиться к сравнению глосс с церковнославянским текстом (частью 40-й гомилии Григория Великого), но: «keiner der Ausdrücke in den Patera-Glossen stimmt mit den *Besedy* überein» (с. 135). Таким образом, использовать церковнославянский текст для реконструкции глосс невозможно, поскольку два памятника возникли независимо друг от друга, хотя и были созданы монахами одного и того же Сазавского монастыря (автор глосс, возможно, был изгнан из славянского Сазавского в латинский Островский монастырь). Отвечая на второй вопрос, Винтр приходит к выводу, что далеко не равное распределение глосс по главам (а также, например, их присутствие в тех самых главах, которые вошли в состав кириллического Чудовского сборника 14 в.) пока остается загадкой. Подвергая сомнению тезис Мареша о церковнославянском языке как литературном, письменном языке Богемии 11 в., автор обращает внимание на тот факт, что число духовных лиц, занимавшихся там в то время интеллектуальной деятельностью (и преимущественно образованных на латыни), составляло всего лишь несколько десятков человек; язык глосс Винтр расплывчато определяет как «одну из праформ древнечешского», как некий «(смешанный) культурный вариант» (с. 139–140). Представление Мареша о непрерывности чешской церковнославянской традиции в Богемии до 14 в. современная чешская палеобогемистика, включая Винтра, «если и разделяет, то лишь ограниченно».

В области лингвистической палеобогемистики Винтр приводит примеры некоторых удачных, по его мнению, решений Мареша из 1960-х гг.: рассматривать генитивы ед.ч. типа *čelenije* не в качестве отражения древнечешского фонетического изменения 'a > ä > ě, а в качестве «арханизующих реституций сочетаний ь + гласный, возникших путем контаминации», считать *nedělja cvětnaja* (> *Květná neděle*) докирилломефодиевской калькой с лат. *dominica florum*, а *vánoce* – прямым заимствованием из древневерхненемецкого (с. 141). Для 1970-х гг. важнейшим считает Винтр труд Мареша об аналитической фонологии, основывающийся на постулатах вроде: «Фонема является не неделимым атомом, а молекулой, составленной из универсальных компонентов», которые иерархически подразделяются на компоненты базовые (консонантические, вокалические, силлабические, а также четыре артикуляторные окраски – альвеолярную, палатальную, велярную и лабиальную) и второстепенные (напр., звонкий, назальный, долгий ...); историческое развитие состоит в перегруппировке этих компонентов, причем «фонетическое развитие происходит всегда от одного члена в цепочке элементов системы к ближайшему соседнему члену» (с. 142–143). Свои теоретические разработки в области аналитической фонологии Мареш применял в лекциях по исторической грамматике чешского, которые не опубликованы. Оставшись малораспространенными, фонологические идеи Мареша получили развитие прежде всего в работах самого Винтра, Карла Горалека и Георга Хольцера.

Йоханнес Райнхарт в начале своей статьи представляет нам не просто библиографический обзор двух дюжин статей своего учителя на темы славянской исторической фонологии, но систематизирует их содержание – они касаются почти всех частей речи за исключением числительного, причем в начальной фазе творчества Мареша доминирует субстантивная, в финальной – вербальная тематика; чаще всего речь в них идет о явлениях праславянской морфологии или о древнейших фазах развития славянских языков. В качестве характерных черт этих историко-морфологических трудов автор выделяет следующие: «(1) подчеркнутое значение хронологии внутри исторически засвидетельствованных этапов развития; (2) универсально-славистический подход; (3) восходящая к структурализму методология (причем важным является использование понятия маркированности); (4) массивное подключение древнецерковнославянского материала как и материала отдельных редакций церковнославянского; (5) отказ от понятия аналогии как определяющего фактора морфологического развития» (с. 96). Предлагаю установить, в каких случаях омофония форм различных грамматических катего-

рий допускается, а в каких нежелательна,<sup>4</sup> Мареш полагал, например, что при фонетическом развитии, приводящем к нежелательной омофонии флексии, язык «должен избрать иное окончание». Показательными кажутся здесь почти младограмматическая убежденность в силе звуковых законов, постановка фонологического уровня на более высокую иерархическую ступень внутриязыковой структуры, и, как справедливо замечает Райнхарт, наличие именно – декларативно отрицаемого – принципа аналогии во всем объясняющем построении. Далее автор отмечает некоторые слабые места морфологических работ Мареша, начиная от использования им устаревшей научной литературы (Олдржих Гуйер) и завершая списком неудачных частных решений (например, объяснение флексии 1 л. мн.ч. *-to* в украинском языке или 3 л. ед. и мн.ч. *-l(ь)* в русском). Попытка продемонстрировать степень восприимчивости идей Мареша в мировой славистике приводит автора к выводу о том, что они до сих пор практически не нашли последователей, объяснением чему может быть как их индивидуальность и обособленность от основных течений в методологии, так и достижение определенной степени информационного насыщения в этой области как раз вследствие деятельности Мареша (с. 102).

Несмотря на то, что самому Марешу не суждено было подготовить и издать ни церковнославянский словарь, ни обобщающий труд по глаголице, ни сравнительную синхроническую и диахроническую фонологию славянских языков, ни праславянскую морфологию, совершенно очевидно, что рассмотренные выше статьи в полной мере подтверждают ценность и актуальность его творческого наследия. И хотя многое изменилось за последние полтора-два десятилетия в славистическом ландшафте Европы, в котором венской университетской славистике по праву принадлежало одно из центральных мест, мы, к счастью, можем надеяться на продолжение активной деятельности достигших зрелого возраста последователей и учеников венского профессора – Йозефа Винтра, Йоханнеса Райнхарта и Георга Хольцера, – хранящих традиции учителя в новых, хотя и не всегда благоприятных условиях.

Из четырех докладов, напрямую с анализом творчества Мареша не связанных, следует выделить труд Георга Хольцера, занимающий более четверти сборника (поскольку части статьи набраны петитом, ее фактический объем еще больше). Основные положения этого оригинального по содержанию текста сводятся к следующему: «Начала славянского языка города Салоники лежат в праславянском языке, носители которого проникли в город около 586 или 597 г.; письменность этот язык обрел через Константина Философа в 863 г. Славянский язык Салоник 863 г. и история его фонетики до этого периода в большей части могут быть реконструированы посредством обращения к глаголической системе письменности и сообщений о ней Черноризца Храбра в его «Сказании о письменах». При этом оказывается, что славянский язык Салоник должен был значительно отличаться от славянских диалектов в окрестностях города. Вдоль городских стен, как кажется, проходили некоторые древние славянские изоглоссы, появление которых было вызвано некоторыми специфическими звуковыми законами, действовавшими в славянском языке Салоник» (с. 63). Не разделяя выдвинутых автором идей,<sup>5</sup> рецензент тем не менее полагает, что ознакомление с ними может оказаться полезным для славистической публики, особенно для не читающей по-немецки.

<sup>4</sup> Ясно, что славянские языки (особенно в их некодифицированных формах) представляют достаточное число фактов омофонии на тех участках грамматической структуры, где она, по мнению Мареша, нежелательна; иногда он сам указывал на такие случаи (с. 100).

<sup>5</sup> Рецензент вообще полагает, что увлекательные фонологические реконструкции протоглаголицы «в духе и по образцу Трубецкого» не могут заменить скромной работы по изданию и филологической обработке языка самих глаголических памятников. Можно было бы, например, вспомнить о еще не изданных, но найденных в далеком 1975 г. рукописях монастыря св. Екатерины на Синае (и, кстати, о заслугах Мареша и его чешских коллег в издании части их).

Как известно из «Чудес св. Димитрия» (греч. текст и рус. перевод см. в «Свод древнейших письменных известий о славянах», Т. 2., М., 1995), часть осаждавших город в 586 или 597 г. «славян и других варваров» на третий день перебежала на сторону осажденных. Количество их было так велико, что они заполнили заброшенные городские термы. После победы горожан в город было впущено значительное число новых перебежчиков. По мнению Хольцера, они оказались в качестве демографического пополнения» весьма кстати для Салоник, переживших эпидемию чумы и «... вполне возможно, что они и их потомки постепенно полностью интегрировались в население города» (с. 30). Так, согласно автору, славянский язык стал наряду с греческим и романским разговорным языком в городе, население которого – в том числе и греческое – стало ко времени миссии славянских первоучителей уже как минимум двуязычным (т.е. это были славянские *native speakers*). Более того, «славянские азылянты 586 или 597 г. могли (а, вероятно, так оно и было) к 863 г. отказаться от своей народности, после того как их язык стал одним из разговорных языков города, так что им уже владели (почти) все Солуняне, как греки, так и славяне по происхождению» (с. 33). Язык славянских перебежчиков был праславянский, «бывший на всем тогдашнем славянском языковом пространстве единым» (с. 33). Различия между ним и говором славян окрестностей касались лексики городской жизни, сильного влияния греческого и романского языков в городе, «рудиментарного славянского христианского лексического фонда для „домашнего употребления“, как минимум в виде заимствований из греческого» в городе, а также политической лексики городской жизни. Напротив, в окрестных склавиниях должна была иметь хождение политическая терминология славянского законодательства (с. 34).

Признавая лишь некоторую вероятность своих тезисов, автор намерен в области фонетики привести конкретные доказательства того, что «славянский язык Салоник частично пошел по иному пути, чем славянский язык в окрестностях города» (с. 34). Памятников письменности на этом языке нет. Поэтому Георг Хольцер сначала обращается к вопросу, создавал ли солунянин Константин «фонологическую систему письменности» (как считали Трубецкой, Врана, Мареш и Хольцер до 2002 г.) или алфавит для «передачи также таких славянских звуков (соотв. фонем), которые невозможно писать греческим алфавитом» (как считает Хольцер после 2002 г., с. 40). Затем нам предлагается различать славянский язык Салоник и древнеболгарский (с македонским); можно, следуя мысли автора, заключить, что первый пользовался глаголической системой письма, второй – обеими. Специфическим древнеболгарским состоянием предлагается считать состояние, «отраженное в том кириллическом узусе письма древнеболгарских памятников, который наиболее последовательно эмансипировался от глаголического образца» (с. 39). Различия между глаголической и кириллической системами письма трактуются автором как диалектные:<sup>6</sup> «Во-первых, где в древнеболгарском произносился *j*, в глаголической письменности соответствующая буква отсутствует. Во-вторых, где в древнеболгарском произносились *r', l', n'*, в глаголице писались *r, l, n*. В-третьих, где в древнеболгарском после *š, č, ž, c, dz, j,*<sup>7</sup> *r', l', n'* или после возникшего из *x* в результате третьей палатализации *s(')* произносились *u* или *o*, в глаголице писались специальные буквы для гласных, обозначаемых как *ü* и *ö*. И в четвертых, где в древнеболгарском после *š, č, ž, c, dz, j, r', l', n'* или после возникшего из *x* в результате третьей палатализации *s(')* произносилось *a*, там в глаголице писался *ě*, произносившийся в других местах также и в древнеболгарском» (с. 39). Произношение в славянском языке Салоник, по Хольцеру, полностью соответствовало глаголической орфографии: без *j*, с альвеолярными *r, l, n* вместо йотированных *r', l', n'*, и с *ü, ö, ě* вместо *u, o, a* в соответ-

<sup>6</sup> Ср. Juhani Nuorluoto, Die Bezeichnung der konsonantischen Palatalität im Altkirchenslavischen. München, 1994.

<sup>7</sup> Хольцер считает *j, š, č, ž* палатальными, а *s', c', dz'* – палатализованными.

ствующих местах (с. 40).<sup>8</sup> «Константин придумал бы также буквы для *r'*, *l'*, *n'*, если бы эти согласные были в его славянском языке»; значит, таковых в славянском языке Салоник не было (с. 40). Хольцер полагает маловероятным, чтобы первоглаголица была организована по принципу «делегирования различий на окружение», например, палатализованности на гласные; такой код он считает «ненужно сложным, ничем не мотивированным» (с. 40).

Славянский язык Салоник должен быть закономерно фонетически выводим из праславянского, что означает потенциальную возможность существования славянского языка именно с этими признаками (с. 41). Фонетическими законами, приведенными к формированию этого языка, Хольцер считает умляут (*\*raja > \*rajě*), утрату *j* и фонетически, и фонологически (*\*rajě > raě*), а как следствие – отсутствие йотации (салоник. *more* ~ др.-болг. *mor'e*). Но если в случае с сонантами автор может опереться на свою интерпретацию реальных характеристик глаголицы и на некоторые данные памятников, то в случае с зубными смычными *t* и *d* он менее уверен в тезисе об отсутствии йотации. Можно было бы допустить здесь наличие позиционного ограничения для предлагаемого «фонетического закона», но Хольцер отказывается от этого допущения, поскольку «допущение безусловной утраты *j* проще, чем допущение утраты контекстно обусловленной, а потому предпочтительнее» (с. 45, сноска 50). В результате примеры *rodъstvo*, *nevědъstvo*, *prixoděaxo*, *krъstenъe* противопоставляются примерам *roždъstvo*, *nevěždъstviъe*, *prixoždъdaaxo*, *krъsteniъe* в качестве «реликтов славянского языка Салоник, не замеченные во время древнеболгарской редакции» (с. 46). Здесь и сам Хольцер не исключает других интерпретаций (например, вслед за Дильсом, действия аналогии), но в дальнейшем просто предлагает возможные примеры написаний (на с. 56 находим *\*světě* «свеча», *\*medě* «межа» и мн.др.), которые, по его мнению, были устранены из текстов в процессе их «болгаризации» (с. 46).

Из других проблем, предложенные решения которых не удовлетворяют рецензента, отметим следующие. Буква «шта» праглаголицы передавала, по мнению Хольцера, рефлекс прасл. *\*kt* перед гласными переднего ряда, но остается открытым вопрос, какое реальное звучание приписать этому рефлексу (автор допускает как *t'*, так и *št*, т. е. и *no'ь*, и *noš'ь*). И далее открыты все вопросы, связанные с глаголическим «гервь» (с. 47). Глубоко проблематично «отсутствие йотации» зубных спирантов, для демонстрации чего автору вновь приходится просто предлагать возможные примеры написаний вроде салоник. *\*vyъje > \*vyъe* «выше» (с. 47; несколько новых примеров на с. 56). В случае перехода *ь > i* в позиции после гласного после утраты *j* (с. 48) допущение контекстно обусловленного изменения оказывается предпочтительнее, чем допущение изменения безусловного. Рецензенту кажется, что ссылкой на графику еще не доказана дифтонгизация *y > ъ*, принесшая с собой новый *j* (с. 49). Хольцер считает *s'* отвердевшим в Салониках, поскольку для него нет отдельной буквы, в то время как в древнеболгарском палатализованность *s'* (частично) сохранилась. Салоникской, а не моравской он считает утрату противопоставления *sa ~ cā*, зафиксированную в Киевских листах и Синайской псалтыри.

Иные различия между славянским языком Салоник и древнеболгарским приписываются области сочетаний еров и плавных (с. 52), области носовых гласных (для славянского языка Салоник постулируется их отсутствие, а также различные написания с *n* и *ñ*: ср. *\*pontь*, *\*roñkon*) (с. 54), утверждается, что закон слоговой гармонии действовал в этом языке последовательнее (не допуская «велярных гласных после палатальных согласных» (с. 58)), а в субстантивном склонении постулируется *ě*-тип (с. 58). Сводная таблица с фонетическими законами с аргументацией относительной хронологии дана на с. 50–52.

<sup>8</sup> Диграфы Хольцер допускает лишь для фонем, «которые были и в греческом», из чего, по его мнению (и вслед за Марешем), следует, что «в славянском языке Салоник имела место дифтонгизация /y/ > /ъl/, причем *l* звучал как *j*» (с. 39).

Логика рассуждений приводит Хольцера к умозаключению о том, что, поскольку славянский язык Салоник развил инновации, в то время как древнеболгарский сохранил праславянские оппозиции, постольку второй не выводим из первого, а первый является «самостоятельным диалектом с собственной фонетической системой» (с. 59), отличной от всех известных. Автор подчеркивает, что грецизированные славянские топонимы окрестностей Салоник и современные славянские диалекты региона не отражают черт постулируемого славянского языка Салоник, прежде всего сохраняя *j* (с. 60). Несмотря на многочисленные индивидуальные черты (которые, возможно, оформились в период между 800 и 840 годом, «в течение короткого периода, когда, вероятно, языковой обмен между Салониками и их славянским окружением по каким-то причинам был затруднен» (с. 57)), этот язык, тем не менее, продолжал переживать общеславянские инновации.

Даже если не сомневаться в необходимости принимать житийные сообщения за чистую монету,<sup>9</sup> а молчание других исторических источников о славянских массах в стенах Салоник считать непоказательным, все же нетрудно заметить, что предлагаемая нам конструкция базируется на целом ряде разнородных допущений. В частности, подразумевается языковое единство группы славян-перемещенцев из орды «славян и других варваров» в момент ее появления в городе; языковое единство этой группы, языковой континуитет и постоянное расширение круга носителей в стенах города на протяжении как минимум 266 лет (из идиома меньшинства славянский язык Салоник к 863 г. превратился в язык, которым в городе владели почти все; видимо, несмотря на его очевидно невысокий престиж в стенах города); изолированность этой группы от славянского населения вне городских стен хотя бы в течение короткого периода, когда могли бы реализоваться постулируемые фонетические переходы, и отсутствие миграций славян из города и в город хотя бы в этот период; практически моментальная социальная, профессиональная и профессиональная адаптация этой группы к условиям жизни в городе; и, наконец, тот тезис, что Константин (и Мефодий) были носителями именно этого славянского языка.

Показательно отсутствие интереса автора к верификации его построений данными славянской диалектологии и истории языка: засвидетельствованы ли вообще славянские идиомы с постулируемыми признаками? Сам будучи сторонником корреспондентной теории истины, рецензент полагает возможным лишь констатировать свои фундаментальные расхождения с автором как сторонником теории когерентной. Эксплицитные возражения на многие гипотетические построения Хольцера и его предшественников (прежде всего Трубецкого и Мареша) хорошо известны автору и он достаточно подробно и аргументированно разбирает их в своей статье, в итоге предъявляя читателю хорошую коллекцию остроумных предположений разных авторов и их не менее остроумных опровержений.<sup>10</sup> В целом положительно оценивая оригинальность и высоко оценивая логичность построений Хольцера, рецензент не может не отметить, что, задавая вопрос «возможно ли, что Константинова праглаголица есть система письма для иного диалекта, нежели классическая глаголица?» (с. 41), нам фактически предлагают оперировать двумя неизвестными сущностями – Константиновой праглаголицей и «иным диалектом».

В первой из оставшихся трех статей сборника Радослав Вечерка обращается к одному из увлекательнейших вопросов славянской грамматики – внутрисистемному соотношению посессивного генитива и притяжательных прилагательных – и его трактовке в «дологических», «логических» и «функциональных» грамматологических концепциях.

<sup>9</sup> Противоречащая построениям Хольцера информация проложного жития Мефодия кажется автору «менее достоверной», чем иная.

<sup>10</sup> Например, известные тезисы Николаоса Трунте об армянском как родном языке Константина и о том, что он владел не славянским языком Салоник (или окрестностей), а славянским языком (восточноболгарского типа) Вифинии. Все это Хольцер, разумеется, отвергает.

Анатолий А. Турилов рассматривает вопрос об особом цикле песнопений в составе Чина погребения, выделяет редакции этого текста и реконструирует остатки славянского акростиха с именем Константина Преславского. Милан Михалевиц, описав роль и дистрибуцию букв *иже* и *мыслите* в хорватских глаголических кодексах 14 и 15 в., приходит к выводу, что эти данные могут быть использованы в качестве критерия при датировании и локализации текстов. Излишне говорить, что все статьи отличаются мастерским исполнением, важнее подчеркнуть, что каждая из них содержит новые ценные открытия в своей области, тем самым увеличивая значение этого небольшого, но разнопланового и в целом очень информативного сборника.

Andrej N. Sobolev  
 Universitätsstraße 49  
 35037 Marburg, Deutschland  
 sobolev@staff.uni-marburg.de

Small and Large Slavic Languages in Contact, hrsg. von Roland Marti und Jiří Nekvapil (= International Journal of the Sociology of Language Nr 183), Berlin – New York (Mouton de Gruyter) 2007, IV + 171 S.

Der Sprachkontakt ist immer lehrreich: Man kann beispielsweise im Falle eines starken Kontakts verschiedene „experimentale Daten“ über die Natur der Sprache gewinnen, oder es lassen sich im Falle eines mäßigen Kontakts verschiedene Überlegungen zur adäquaten Benutzung einer Sprache entwickeln. Nun ist als Nummer 183. des „International Journal of the Sociology of Language“ ein Sammelband zum Thema des Kontakts zwischen kleinen und großen slawischen Sprachen erschienen, in dem man insgesamt acht interessante Beiträge findet. Nach der Einleitung der Herausgeber (S. 3–12), in der das Thema des Bandes konzis umrissen wird, liest man den Aufsatz von Marko Stabej (Laibach) über das Serbokroatische in Slowenien (*Size isn't everything: the relation between Slovenian and Serbo-Croatian in Slovenia*, S. 13–30). Der Autor behandelt vor dem historischen Hintergrund die ambivalente Situation des Slowenischen, dessen Sprecher einerseits ihre Beziehungen zu den anderen südslawischen Sprachen betonten, um ihre eigene ethnische Kommunität gegenüber der deutschsprachigen abzugrenzen, andererseits jedoch auch ihre Eigenständigkeit im südslawischen Rahmen bewahren wollten, und konzentriert sich dann auf die Frage nach der serbokroatischen Sprachkompetenz bei den Slowenen in Jugoslawien sowie nach dessen Zerfall. Der allgemeine Schluss, für die Bewahrung einer Sprache sei die Aktivität ihrer Sprecher wichtiger als deren Anzahl, ist dabei eher erwartungsgemäß. Einer der Herausgeber, Roland Marti (Saarbrücken) schreibt über den doppelten Status des Niedersorbischen als Minderheitssprache (*Lower Sorbian – twice a minority language*, S. 31–51): Die Stellung des Niedersorbischen unter den kleinen slawischen Sprachen ist nämlich deshalb interessant, weil es eine Minderheitssprache nicht nur gegenüber dem Deutschen im Rahmen Deutschlands, sondern auch gegenüber dem Obersorbischen im sorbischen Rahmen darstellt. Diese Situation schafft folglich einerseits besondere Formen des Sprachkontakts, andererseits ist sie indessen bisher auch wenig beschrieben, denn der faktisch minoritäre Status des Niedersorbischen in der sorbischen Sprachkommunität wurde programmatisch eher nicht thematisiert. Das Hauptproblem des Niedersorbischen ist natürlich, wie mit dieser komplizierten Situation umzugehen ist; eine klare Lösung steht leider aus. Mira Nábělková (Pressburg und Prag) schildert in ihrem Beitrag (*Closely-related languages in contact: Czech, Slovak, „Czechoslovak“*, S. 53–73) die Beziehung zwischen Slowakisch und Tschechisch nach der Trennung der Tschechoslowakei: Sie zeigt zunächst, wie sich die vorher eher implizite asymmetrische Beziehung zwischen den beiden Sprachen nun in der Tatsache aktualisierte, dass das Slowakische im tschechischen Milieu im Grunde fehlt, während die Präsenz des Tschechischen in der Slowakei fortbesteht, und behandelt ausführlicher das Phänomen des „Tschechoslowakischen“, d. h. des tatsäch-

lichen oder vermeintlichen Mischens des Slowakischen und Tschechischen, und vor allem seine Reflexion durch die Sprecher der beiden Sprachen. Etwas mehr sprachlich empirisches Material bringt der Text von Juraj Vaňko (Nitra) zum Russinischen in der Slowakei (*The Rusyn language in Slovakia: between a rock and a hard place*, S. 75–96). Der Autor fasst zunächst kurz die soziolinguistische Situation aller Varianten der russinischen Standardsprache sowie die sprachlichen Hauptmerkmale des Russinischen zusammen und zeigt dann konzis, wie der Einfluss des Slowakischen auf das Russinische in der Slowakei zum Ausdruck kommt; danach behandelt er sprachliche sowie außersprachliche Faktoren, die diesen Einfluss begünstigen, und schließt mit einer ausführlichen Schilderung des rechtlichen und faktischen Status des Russinischen in der Slowakischen Republik. Den bemerkenswerten Fall des deklarativ offiziellen und prestigereichen, aber in der Tat minoritären und marginalisierten Weißrussischen und seiner Beziehung zum Russischen in Weißrussland behandelt – auch vor dem historischen Hintergrund – Siarhiej Zaprudski (Minsk) (*In the grip of replacive bilingualism: the Belarusian language in contact with Russian*, S. 97–118). Hier kann man auch auf den instruktiven Vergleich von Markus Giger zwischen der Situation des Weißrussischen und jener des Irischen verweisen (vgl. M. Giger: *Jazyk jako symbol a rituál: otázka funkčnich domén běloruštiny*, in: *Cesty k národnímu obrození: běloruský a český model*, hrsg. von A. Ivanova u. J. Tuček, Praha 2006, 284–310). Interessant ist auch die Beziehung zwischen Ukrainisch und Russisch in der Ukraine, wie sie Oleksandr Taranenko (Kiew) beschreibt (*Ukrainian and Russian in contact: attraction and estrangement*, S. 119–140). Im Unterschied zum Verhältnis zwischen Weißrussisch und Russisch sind hier die beiden konkurrierenden ostslawischen Sprachen ungefähr gleich stark, werden allerdings mit gegensätzlichen soziologischen und politischen Implikationen verbunden. In seinem allgemein ausgerichteten Aufsatz sucht schließlich Jiří Nekvapil (Prag) nach den gemeinsamen Komponenten aller in den einzelnen Beiträgen behandelten Kontaktsituationen (*On the relationship between small and large Slavic languages*, S. 141–160). Der Band schließt mit einem (auf Deutsch geschriebenen) Rezensionenartikel von Hauke Bartels (Cottbus) über den kaschubischen Teil der Serie *Najnowsze dzieje języków słowiańskich: Kaszubszczyzna / Kaszëbizna* (Opole 2001) (S. 161–171).

Auch wenn die einzelnen Beiträge etwas divers konzipiert sind, ist der besprochene Band dem interessierten Leser sicherlich zu empfehlen: Er findet hier viele beachtenswerte Bemerkungen, manche anregende Daten oder zahlreiche Verweise auf weiterführende Literatur.

Bohumil Vykypěl  
 Ústav pro jazyk český AV ČR  
 Veveří 97, 602 00 Brno, Tschechien  
 vykypel@iach.cz

Gerhard Bauer, *Frage-Kunst. Szymborskas Gedichte*, Frankfurt – Basel (Verlag Stroemfeld) 2004, 272 S.

Es ist ein beeindruckendes Buch, das ein deutscher Germanist, der Berliner Professor Gerhard Bauer, über eine der bekanntesten polnischen Dichterinnen verfasst hat, ein Buch, das sich zum einen deutlich von den polonistischen Arbeiten zu Szymborska unterscheidet, das andererseits diese aber sehr wohl kennt und einbezieht. Ein Buch, das sich einer großen Faszination an den Gedichten Szymborskas verdankt, welche dem Verfasser zunächst nur in der deutschen Übersetzung zugänglich waren, wengleich er des Polnischen inzwischen wohl auch mächtig ist, wie die verschiedensten Bemerkungen zu Problemen der Übersetzung zeigen. Es bleibt aber wesentlich ein Blick von außen, eine vergleichende Sicht zudem, die aufgrund einer reichen Erfahrung mit Lyrik überhaupt auch im Werk der Nobelpreisträgerin neue Aspekte aufzeigt, die im Kontext der polnischen Lyrik vielleicht nicht so deutlich zum Vorschein kämen.



Schon der sehr zutreffend gewählte Titel ist ein Hinweis auf das Wesentliche dieses poetischen *Euvres* – Szyborskaskas Dichtung ist „Frage-Kunst“, und man könnte sie, will man das in eine derart kurze Formel fassen, kaum anders oder besser bezeichnen. Die Weite dieser Fragestellung wird denn auch in den einleitenden Vorbemerkungen umrissen, wobei der Verfasser hier ein sehr subjektives, primär an literarischen Gewährsleuten orientiertes Instrumentarium entwickelt, das in den späteren interpretatorischen Ansätzen wiederauftaucht.

Gerhard Bauer baut seine Untersuchung chronologisch auf, er folgt den einzelnen Bänden nach der Reihenfolge ihrer Veröffentlichung, um mit ihnen (ab *Anrufungen des Yeti*) ein neues Kapitel der Poetik Szyborskaskas zu charakterisieren. Eine solche Darstellung hat ihren Vorteil – es lassen sich sehr rasch Interpretationen zu einzelnen Texten und deren Stellung im Gesamtwerk finden –, aber auch Nachteile gegenüber den üblicheren systematischen Darstellungen, welche nach Konstanten in der poetischen Welt der Autorin gegliedert sind (Motive, Themen, Verfahren). So kommt der Verfasser auch auf die ersten, dem sozialistischen Aufbau verpflichteten Gedichte Szyborskaskas zu sprechen und tut dies in einer sachlichen Weise, die weder diese „Jugendsünden“ aus dem Gesamtwerk verbannt, noch mit ihnen das spätere Werk und die Dichterin als solche diskreditieren möchte.

Schon das erste Kapitel zeigt den für das ganze Buch typischen Umgang mit Szyborskaskas Texten: Es sind subjektiv-aneignende, paraphrasierende Interpretationen, die weniger auf die formale Analyse, als auf den eigenen hermeneutischen Horizont rekurrieren; dieser individuelle Zugang wird aber sehr wohl in Bezug gesetzt zum aktuellen polnischen literaturwissenschaftlichen und -kritischen Diskurs, wird ergänzt durch Hinweise auf andere Autoren, und, was als besonderes Verdienst anzusehen ist, von Bemerkungen zur Problematik der Übersetzung ins Deutsche, welche gelungene Lösungen ebenso aufzeigen wie unbefriedigende. Zentrale Texte werden als ganze in die Untersuchung aufgenommen, um im Anschluss daran Strophe für Strophe, bisweilen Zeile für Zeile, analysiert zu werden, wobei die semantische Analyse der jeweiligen Einheit dominiert, die technischen Verfahren, die bei deren Gestaltung zum Einsatz kommen, zwar erwähnt, aber nicht explizit untersucht werden. Gerade für den des Polnischen mächtigen Leser wäre es interessant, Beispiele für den freien Umgang Szyborskaskas mit dem Reim, für bestimmte Techniken der Wiederholung u.a.m. auch gedichtübergreifend vorgeführt zu bekommen.

Der hermeneutische Zugang bringt den Reichtum der in der Regel nicht sehr langen „Schlüsseltexte“ der Dichterin erst zutage, er lässt die individuelle Lesart auch auf dem Hintergrund anderer lyrischer Erfahrungen Profil gewinnen und zur Geltung kommen; er scheint aber weniger geeignet, aktuelle Interpretationsansätze hinsichtlich des Referenzbezugs der Texte zu integrieren. So bleibt bei der im übrigen hervorragenden Interpretation des Gedichtes *Die zwei Affen von Breughel* (S. 52) die Tatsache, dass dieser Text im Unterschied zu vielen anderen der Dichterin nicht auf Phänomene in der Natur, sondern bereits auf deren Abbildung, ein Artefakt der Kunst, Bezug nimmt, unberücksichtigt (ähnliches könnte man auch vom Gedicht *Menschen auf einer Brücke* – S. 192 f. – sagen); auch ließe sich die Autoreferentialität von Szyborskaska-Texten mit dem Gedicht *Freude des Schreibens* (S. 97) belegen, als zusätzlicher Hinweis auf die aufgezeigte Spezifik des Gedichts als einer Wirklichkeit per se.

Wertvoll und gelungen sind auch die Bezugnahmen auf die zeitgeschichtlich-politische Situation in Polen, in der die einzelnen Bände erschienen. Dabei zeigt der Verfasser, dass Szyborskaskas Gedichte nie direkt politisch im Sinn eindeutiger Anspielungen auf die Tagespolitik, dass sie aber sehr wohl politisch in einem weiteren Sinn sind. So lässt sich in dem Band *Menschen auf einer Brücke*, der zwar erst fünf Jahre nach der Verhängung des Kriegsrechts erschien, ein „neuer Ton ... eine überraschende Mischung aus Schärfe, Spott, Ungeduld ...“ (S. 158) feststellen und stehen auch die poetischen Reflexionen des Bandes *Ende und Anfang* (1993) mit der Wende von 1989 in Zusammenhang.

Ausführlich geht der Verfasser auf die intertextuellen Zusammenhänge in Szyborskaskas Texten ein. Er zeigt, wie sich etwa die Lesart des Gedichtes *Autotomie* verändert, wenn man die nachgestellte Widmung an Halina Poświatowska miteinbezieht, und er verfolgt das in diesem Text explizite Horaz-Zitat „non omnis moriar“ bzw. die darin ausgedrückte Idee bis in die letzten Bände der Autorin. Beeindruckend sind auch die vielen Vergleiche und Parallelen mit der polnischen Literatur von der Romantik bis zur Gegenwart, die sich in den Fußnoten finden, obwohl sie in vielen Fällen einen Platz im Haupttext verdient hätten – sie zeigen einmal mehr die Vertrautheit des Verfassers mit der polnischen Literatur. Verweise auf die deut-

sche und seltener englische Lyrik könnten umgekehrt auch für den polnischen Leser von Interesse sein.

Im vorletzten Kapitel, dem schon erwähnten Band *Ende und Anfang* gewidmet, wird eine weitere thematische Konstante in der Lyrik Szymborskas herausgearbeitet – die Macht des Möglichen als notwendige Ergänzung zum Wirklichen, die „Logik des Konjunktivs“ (S. 221), mit deren Hilfe es gelingt, andere Welten auszudenken, die nicht weniger Daseinsberechtigung haben als die faktisch existierende. Auch hier sind es einige wenige Gesamtinterpretationen von Schlüsselgedichten, die das anschaulich vor Augen führen und dabei auch auf die Nähe zwischen den von Szymborska geforderten Denkooperationen und der phänomenologischen Methode verweisen.

Im letzten Kapitel, nach dem Band *Augenblicke* (2002) gestaltet, greift der Verfasser Lieblingsthemen der Dichterin auf, die sich durch ihr ganzes Werk ziehen und für dieses von besonderer Bedeutung sind, er weist aber auch auf Verfahren hin, die im Lauf eines fünfzigjährigen Schaffens gleich geblieben sind oder sich geändert haben. Neue werkimmanente Zusammenhänge zwischen einzelnen Texten werden hier deutlich, die „Summen“, die in einzelnen Texten bereits vorliegen, werden bestätigt und auch die Einbettung in den Kontext der polnischen Dichtung wird vertieft.

In den Abschlussbemerkungen wählt der Verfasser einen interessanten Weg, um zur Botschaft der Gedichte von Wisława Szymborska vorzustoßen – er stellt zunächst heraus, worum es in dieser Dichtung nicht geht, um auf diesem Hintergrund das, worum es geht, umso deutlicher zu machen. Die Arbeit endet mit einem ausführlichen Literaturverzeichnis, das auch im Hinblick auf die Sekundärliteratur nichts zu wünschen übrig lässt.

Alois Woldan  
 Institut für Slawistik der Universität Wien  
 Universitätscampus AAKH, Hof 3  
 Spitalgasse 2, 1090 Wien, Österreich  
 alois.woldan@univie.ac.at

Чернышева, М. И. (автор-состав.), *Словарь русского языка XI–XVII вв. Дополнения и исправления. Тетрадь первая А–Б*, отв. ред. В. Б. Крысько, Москва (Наука) 2006, 61 стр.

Увидел свет новый, 27-й, выпуск «Словаря русского языка XI–XVII вв.», и стало еще очевиднее, что первый этап этого историко-лексикографического мегапроекта близится к завершению. Новый выпуск содержит знаменательное приложение, которое укрепляет в мысли, что завершение издания не будет окончанием и всей лексикографической серии под данным названием. В приложение, автором-составителем которого является М. И. Чернышева, вошли «Дополнения и исправления к Словарю русского языка XI–XVII вв. Выпуск 1 (А–Б)» (см. СлРЯ XI–XVII). Приложение, о котором и пойдет речь, вышло, вышло, кроме того, отдельной книгой. В отдельном издании оно еще более расширено, чем в словарном томе. По сравнению с 27-м выпуском добавлено 25 новых словарных статей и, таким образом, общий объем статей, дополняющих материалы первого выпуска «Словаря русского языка XI–XVII вв.», достиг довольно значительной величины – 770 словарных единиц. Кроме того, приложение включает целый ряд исправлений к первому выпуску «Словаря», выход которого, как известно, встретил немало критических отзывов. Таким образом, издание «Дополнений и исправлений» призвано существенно улучшить лексикографическую, документальную базу словарного тома, появившегося более 30 лет назад и открывшего весь этот многолетний и чрезвычайный масштабный проект.

Вместе с тем появление «Дополнений и исправлений», думается, решает другую важную задачу. Оно не только не устраняет, но, напротив, доказывает необходимость

постепенного перехода ко второму этапу упомянутого нами вначале словарного мега-проекта – к подготовке нового, переработанного издания всей словарной серии, несмотря на ее колоссальный объем. В предисловии намечаются основные направления этой будущей работы, которые затем и опробуются в материалах «Дополнений и исправлений». Здесь указывается, что картотека «Словаря» постоянно и целенаправленно пополнялась начиная уже с первой половины 80-х годов прошлого века. В нее вносились как исправления в уже изданные материалы, так и новые данные в виде расширения подготовленных или написания новых словарных статей. Отмечается, что авторский коллектив «всегда отличала открытость» и быстрота реакции на новшества в области исторического изучения русского языка» (с. 4). Лексикографическая обработка новых изданий памятников письменности и легла в основу «Дополнений и исправлений». Новые словарные материалы помечаются знаком \*. О том, насколько расширился круг источников «Словаря» к моменту выхода 27-го выпуска, дают представление «Дополнения и уточнения к списку источников», опубликованные в нем, а также и сами обсуждаемые дополняющие материалы.

То, что публикация словарных «Дополнений и исправлений» является промежуточной работой и не может отменить издания переработанной версии «Словаря», хорошо сознает их автор-составитель. Так, М. И. Чернышева, предваряя публикацию дополнений, вынуждена констатировать: «Следует заметить, что не все новые источники с целью выявления новых слов подверглись соответствующей обработке» (с. 5). Следующее указание М. И. Чернышевой затрагивает уже саму концепцию «Словаря»: «К сожалению, в тексте “Дополнений и исправлений” невозможно поместить весь объем правки, так как принципы лексикографического описания и способы оформления словарной статьи за тридцать лет изменились столь значительно, что необходимо отложить эту работу до подготовки нового издания первых выпусков Словаря» (там же). Полагаем, оба эти замечания только подтверждают то, что в будущем потребуются изменения в стратегии подготовки и нового издания «Словаря».

Изданные «Дополнения» содержат большой слой калькированных обозначений – прежде всего композитов на *благо-* и *бого-*. Можно только удивляться тому, как столь значительный пласт лексики мог быть не учтен при издании первого тома СЛРЯ XI–XVII, но именно таковы реалии совсем недавнего прошлого. Публикация этих материалов означает отказ от порочной практики игнорирования книжной лексики, не вошедшей впоследствии в актуально-узуальную часть русского лексикона. Понятно, что историческая лексикография должна дорожить каждой найденной лексемой, невзирая на ее дальнейшую судьбу, так же, как каждым мельчайшим артефактом, утратившим свое значение для современного быта, дорожит археология. Хотя многие из этих калькированных обозначений не вошли в дальнейшем в состав современного словаря, их греко-византийскими образами пронизан русский лексический строй. Они по-прежнему влияют на русскую речь через посредство церковно-славянского языка, в котором большая часть этих образований сохраняется до сих пор. Продуктивность греко-византийского воздействия ясно видна на примере образований с отрицательными приставками *без-*, *бес-*, которые, в частности, существенно обогатили терминосистему апофатического богословия, а впоследствии – гуманитарных наук (срв.: *безвеличественный*, *безвременный*, *безмърнородовителный*, *безначало*, *безрукотвореный*, *бесконечество*, *бесплотный*, *бесчисленосильный* и др.). Включение в число новых словарных источников переводов таких богословских памятников, как сочинения Псевдо-Дионисия Ареопагита, безусловно, в этом смысле не просто оправданно, но и необходимо. Хотя расширение источниковедческой базы «Словаря русского языка XI–XVII вв.», несомненно, происходит, все же по-прежнему здесь остается немало пробелов (см. об этом Жолобов 2003: 202–203). Перечень уже отмеченных лакун легко расширить. Так, если в материалы «Дополнений и исправлений» вошли данные древнего перевода Псевдо-Дионисия Ареопагита, то новый перевод XVII в. остается не учтенным. Используется недавно появившееся издание «Паренесиса Ефрема Сирина» по наименее «исправной» рукописи (РГБ, Погод. 71а ок. 1289 г.), а более точные и полные списки, которые содержат десятки новых лексем, привлечены не были (см. Жолобов 2008).

Словарные статьи в «Дополнениях и исправлениях» к первому выпуску «Словаря русского языка XI–XVII вв.» выполнены безошибочно. Техника оформления словарных

материалов была отшлифована за десятилетия работы над «Словарем». Можно лишь отметить, что иногда значения лексем с прозрачной внутренней формой толкуются в отрыве от словообразовательного состава славянского слова – под своего рода давлением греческого источника. Ср., например: \*БЕЗДОЖДНЬИЙ, прил. *Связанный с засухой*. Уставляши бездъждьную скърьбь одъждениемъ чьстныхъ мѣтвъ твоихъ, пръподобне (του~ αὐσημιου~). Мин.сент., 0151. Ок. 1095 г. (с. 19). Прозрачность словообразовательного состава слова в контексте подчеркивается еще и однокоренной лексемой *одождение*. В других случаях, наоборот, толкование значения слишком прямолинейно выводится из словообразовательной формы. Ср., например: \*БѢЛОРИЗИЦА, ж. *Та, что носит белую одежду*. И николиже мужьска пола не видѣ, ни мирьска образа не видѣ даже и доньнѣ, нѣ и та доилица ея не видѣ лица ея, многашьды моливъши ея, да бы слышала мѣтвы ея и не дахъ ея, не бо ея дамъ съ бѣлоризицами прѣбывати (в греч. иначе: ε\*ν τῷ α\*σκητικῷ σχηματι). (Муч. Февронии) Усп.сб., 233. XII–XIII вв. (с. 21). Известно, что прилагательное *белый* обозначало не только один определенный цвет, но и светлую цветовую гамму в целом, а также ассоциировалось со значениями ‘украшенный’, ‘мирской’.

Безусловно, «Дополнения и уточнения» к первому выпуску являются важной промежуточной ступенью в истории всего проекта по изданию «Словаря», и можно только приветствовать появление аналогичных словарных материалов, дополняющих данные уже вышедших томов.

#### Л и т е р а т у р а

- Жолобов 2003: О. Ф. Жолобов, [рец. на:] ‘Богатова Г. А. (отв. ред.): Словарь русского языка XI–XVII вв. Справочный выпуск, Москва: Наука, 2001, 814 стр.’, *Russian Linguistics*, Vol. 27, No. 2, 199–205
- Жолобов 2008: О. Ф. Жолобов, *Древнеславянские списки Паренесиса Ефрема Сирина: новые данные и новые аспекты исследования*, *Славянское языкознание. XIV Международный съезд славистов*, Москва, 2008 (в печати)
- СлРЯ XI–XVII: *Словарь русского языка XI–XVII вв.*, вып. 1–27–, Москва, 1975–2006–

Олег Феофанович Жолобов  
Кафедра истории русского языка и языкознания  
Казанский государственный университет  
ул. Кремлевская, 18, 420008 Казань, Russland  
ozolobov@mail.ru